1,30 DM / Band 70
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 25 / Frankr. F 3,20 / Italien L 650 / Luxemb. F 23 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Die Teufelsbraut

John Sinclair Nr. 70

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 06.11.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Teufelsbraut

Grausame Ritualmorde wurden in Rio verübt.

Anfangs wußte niemand, warum das geschah.

Als Suko und ich uns dann in den brandheißen Fall einschalteten, entdeckten wir das Motiv. Und dann sollte ich das siebte Opfer des unheimlichen Killers werden…

Die Gegend war unheimlich.

Joaquim Alvirante war bestimmt kein Hasenfuß. Aber wenn er nachts hierher kam, liefen ihm immer kalte Schauer über den Rücken.

Er vermochte nicht zu sagen, wodurch dieses Unbehagen ausgelöst wurde. Vom nahen Tropenwald? Von den geisterhaften Geräuschen, die die Natur darin hervorbrachte?

Oder war es der kleine, in die Wildnis eingebettete Friedhof? Eines stand fest: Wenn Alena nicht in dieser einsamen Gegend gewohnt hätte, wäre Joaquim wohl nachts niemals hierhergekommen.

Alena Supremo war das schönste Mädchen, das Joaquim je gesehen hatte. Er liebte alles an ihr. Die großen Augen, die matt glänzende Haut, den schlanken Hals und ihre vollen Brüste…

Seit einem halben Jahr waren sie miteinander befreundet. Davor hatte Joaquim wegen Alena schlaflose Nächte gehabt. Sie hatte ihre Zuneigung einem anderen geschenkt und kein Auge für ihn gehabt.

Aber dann war ihm der Zufall zu Hilfe gekommen. Der andere – ein Polizeibeamter – war von Rio de Janeiro nach Brasilia versetzt worden.

Alena, ein lebenslustiges Ding, hatte den anderen sehr schnell vergessen, und als Joaquim im richtigen Augenblick in ihr Leben getreten war, hatte sie sich mit ihm angefreundet.

Seither durchlebte Joaquim Alvirante mit Alena Supremo das Glück auf Erden. Sie hofften beide, daß es niemals enden würde.

Sie konnten nicht wissen, daß das grausame Schicksal für diese Nacht bereits die Weichen gestellt hatte…

Ein Geräusch im verfilzten Unterholz ließ Joaquim erschrocken herumfahren. Alena kraulte seine Nackenhaare.

»Was ist, Joaquim? Was hast du denn?«

»Hast du das eben nicht gehört?«

»Die Geräusche des Waldes höre ich schon lange nicht mehr. Sie sind mir vertraut. Ich bin hier aufgewachsen.«

Die beiden standen vor Alenas Elternhaus. Vater und Mutter des Mädchens lebten nicht mehr. Eine heimtückische Krankheit hatte die beiden kurz hintereinander hinweggerafft.

Seit zwei Jahren lebte die nunmehr Zwanzigjährige allein in diesem abgelegenen, einfachen Haus, das dringend einer Renovierung bedurft hätte.

Aber das Geld dafür war nicht vorhanden. Joaquim hätte es der Freundin gern gegeben. Doch auch er besaß gerade so viele Cruzeiros, um davon leben und seinen klapperigen Wagen mit Ach und Krach erhalten zu können.

Mehr als einmal mußte er die Karre stehenlassen und zu Fuß gehen, weil das Geld fürs Benzin nicht reichte.

Joaquims Blick streifte mißtrauisch die finstere Waldfront. In dieser

Nacht war sein Unbehagen besonders groß.
Mit Recht!
»Irgend etwas stimmt hier nicht!« stellte Joaquim fest.
Alena griff nach seinem Arm. »Komm ins Haus.«
»Wir sollten diese Zeichen nicht ignorieren, Alena!« warnte Joaquim.
»Unsinn. Es gibt keine solchen Zeichen. Müßte ich sie nicht als erste erkennen?«
»Ich sage dir, jemand beobachtet uns.«
»Ja, Joaquim. Tiere. Aber vor denen brauchst du keine Angst zu haben.«
»Warum gibst du dieses Haus nicht auf und nimmst dir eine Wohnung in der Stadt, Alena?«
Das Gesicht des Mädchens verdüsterte sich. »Es ist das Haus meiner Eltern, Joaquim. Davon werde ich mich niemals trennen«, sagte sie entschieden.
»Ich verstehe dich nicht. In Rio hättest du alle Annehmlichkeiten… Geschäfte, Kinos, Restaurants, Bars… Du wärst mitten im Leben…«
Alena schüttelte unwillig den Kopf. »Gib dir keine Mühe, Joaquim. Es hat keinen Zweck. Du kannst mich nicht überreden. Hier bin ich und hier bleibe ich. Wenn dir der Weg zu mir zu weit ist…«
Joaquim nahm seine Freundin in die kräftigen Arme. »Das habe ich nicht behauptet. Für dich würde ich bis ans Ende der Welt gehen. Das weißt du, Alena.«
Er küßte sie.
Das Mädchen ergriff seine Hand und zog ihn ins Haus. Er blieb eine erlebnisreiche Stunde lang bei Alena. Dann war es Zeit für ihn, nach Hause zu fahren.
Genau um Mitternacht verließ er Alenas Haus. Sie stand am Fenster und winkte ihm zu. Er ging zu seinem Wagen – ein aus Ersatzteilen der Automobil-Weltproduktion zusammengepfuschtes Vehikel. Mit Kotflügeln von Volkswagen, Türen von Opel, Motorhaube von Chrysler und so weiter.
Bevor sich der Junge in seinen Wagen setzte, streifte er abermals den Wald mit einem mißtrauischen Blick.
Die Dunkelheit schien etwas Bedrohliches an sich zu haben. Gefahr war in ihr. Joaquim spürte die Gänsehaut zwischen seinen Schulterblättern und setzte sich rasch in sein Fahrzeug.
Jammernd mahlte der Anlasser. Joaquim warf die schlecht schließende Tür zu, schaltete die Scheinwerfer ein und setzte das Vehikel in Gang.
Er sandte einen letzten Gruß an Alena. Dann konzentrierte er sich auf die schlechte Straße, über die der Wagen ächzend rumpelte.
Obwohl er sich vom Wald entfernte, wurde Joaquim Alvirante das Gefühl nicht los, daß jemand seiner Person ein teuflisches Interesse

entgegenbrachte.

Er wäre gern schneller gefahren. Aber dann wäre zu befürchten gewesen, daß der Wagen auf diesem Waschbrett von Straße auseinandergefallen wäre.

Deshalb zwang er sich, das Fahrzeug nicht zu überfordern. Mit verkrampften Händen hielt er das Lenkrad.

Er war nach vorn geneigt und spähte aufmerksam in die rabenschwarze Dunkelheit. Schweiß glänzte auf seiner Stirn, obwohl beide Fenster offen waren. Sie waren immer offen, weil sie sich nicht mehr schließen ließen.

Da!

Joaquim Alvirante glaubte plötzlich, eine Bewegung in der Finsternis wahrgenommen zu haben.

Sofort wechselte sein Fuß vom Gas zur Bremse. Er pumpte, da in den Bremsschläuchen Luft war. Es dauerte eine Weile, bis der Wagen stehenblieb.

Joaquim schluckte. Er fragte sich, warum er eigentlich angehalten hatte. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, die Fahrt fortzusetzen?

Vernunft. Was ist das schon? Wer kann von sich behaupten, immer vernünftig zu handeln? Manchmal kommt es zu Fehlreaktionen. Dann tut man etwas, was man an einem anderen Tag bestimmt nicht getan hätte.

Fahr nach Hause! drängte den Jungen eine innere Stimme.

Gleichzeitig wollte aber auch seine Neugier befriedigt werden. Was war das für eine Bewegung gewesen?

Joaquim stieß den Wagenschlag auf und stieg aus.

Plötzlich zog sich seine Kopfhaut zusammen. Er vernahm das spukhafte Stöhnen eines Menschen.

Oder war das kein Mensch?

Joaquims Augen versuchten die Finsternis zu durchdringen. Er riß sich zusammen, räusperte sich und rief dann: »Ist da jemand?«

Keine Antwort.

Aber: Stöhnen!

Joaquim war unschlüssig. Er vermutete, daß sich dort in der Dunkelheit jemand befand, der Hilfe brauchte. Joaquim wollte helfen. Aber der Selbsterhaltungstrieb sagte ihm, daß es besser für ihn wäre, sich schnellstens wieder in den Wagen zu setzen und weiterzufahren.

Wenn er das getan hätte, wäre ihm das Grauenvolle erspart geblieben.

So aber…

»Hallo!« rief Joaquim. Er entfernte sich mehrere Schritte von seinem Wagen. Und nun sah er eine Gestalt.

Sie kauerte auf dem Boden. Ein schwarz gekleideter Mann. Er verschmolz beinahe mit der Dunkelheit. Sein Gesicht war von dem

Jungen abgewandt.
Wieder stöhnte er.
Joaquim blieb knapp vor ihm stehen. Ihm war ganz eigenartig zumute. Er hatte den Eindruck, eine kalte Hand würde sich um sein Herz legen und zudrücken.
»Kann ich… Kann ich Ihnen helfen?« fragte der Junge.
Der Fremde wandte Joaquim sein Gesicht zu. Was für ein Antlitz!
Häßlich wie das des Teufels. Die Züge verzerrt. Die Augen erweckten den Eindruck, als würden sie glühen.
Joaquim Alvirante prallte zurück. Ein erschrockener Laut kam über seine Lippen. Der Unheimliche richtete sich auf.
Groß und hager war er. Mit spindeldürren Armen. Ein Mulatte. Alt, kraftlos und verbraucht sah er aus. Joaquim schätzte ihn auf achtzig Jahre.
Dennoch waren die Bewegungen des Fremden irgendwie bedrohlich. Joaquim wurde das Gefühl nicht los, daß ihm von diesem Alten Gefahr drohte.
»Haben Sie Schmerzen? Kann ich etwas für Sie tun? Soll ich Sie ein Stück mitnehmen?« fragte der Junge.
»Ich bin froh, daß du angehalten hast«, sagte der Mulatte.
»Es geht Ihnen nicht gut, nicht wahr?«
»Ich erhole mich langsam wieder«, sagte der Alte mit einer Stimme, die Joaquim kalte Schauer über den Rücken jagte.
Ein verflucht unheimlicher Geselle war das. Tückisch. Gemein. Gefährlich. Vielleicht sogar lebensgefährlich!
»Nun, wenn ich nichts für Sie tun kann…« sagte Joaquim.
Der Alte fiel ihm ins Wort. »Doch, mein Junge, du kannst sogar sehr viel für mich tun.«
»Was zum Beispiel?«
»Sterben!« knurrte der Unheimliche.

***

Joaquim Alvirante zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Sein Herz schien auf einmal hoch oben im Hals zu schlagen.
»Wie war das? Was sagten Sie eben?« stieß er krächzend hervor.
»Du mußt sterben, Junge!«
»Aber… Aber…«
»Kein Aber, Junge. Ich brauche deine Seele. Komm und gib sie mir.« Eine unbändige Gier leuchtete plötzlich in den Augen des Alten.
Gleichzeitig setzte eine Metamorphose ein, die Joaquim an seinem Verstand zweifeln ließ. Das Gebiß des Alten wurde groß und kräftig, mit langen Fangzähnen.
Die Hände des Unheimlichen wurden zu krallenbewehrten Klauen. Struppiges Haar wucherte mit einemmal aus dem Gesicht des

Mulatten.
Das Untier stieß ein aggressives Fauchen aus. Es spannte die kräftigen Muskeln. Wie ein von der Sehne geschnellter Keil flog es auf den verdatterten Jungen zu.
Ehe die vorsausenden Pranken den Jungen packen konnten, endete dessen Schrecksekunde. Joaquim schrie heiser auf.
Er sprang zurück, wirbelte herum, rannte zu seinem Wagen.
Die Bestie verfolgte ihn. Sie wollte ihn nicht entkommen lassen. Joaquim lief um sein junges Leben.
Er erreichte sein Vehikel. Ein Prankenhieb traf sein Kreuz. Mit schmerzverzerrtem Gesicht brüllte er auf. Er fiel auf die Knie.
Atemlos kämpfte er sich wieder hoch. Der Unheimliche wollte ihn sofort wieder zu Boden schleudern.
Doch Joaquim brachte sich vor den mörderischen Krallen des Monsters mit einem Satz zur Seite in Sicherheit.
Geduckt hetzte er um die Motorhaube herum. Blitzschnell sprang er in seinen Wagen. Der Unheimliche zertrümmerte mit einem einzigen Faustschlag die Frontscheibe.
Die Glassplitter der Windschutzscheibe flogen Joaquim ins Gesicht. Sie ritzten seine Haut auf. Er blutete sofort.
Als das Scheusal das Blut des Jungen sah, verdoppelte sich seine Gier.
Joaquim knallte den ersten Gang rein.
Wild gab er Gas. Der Wagen machte einen Satz nach vorn, stieß gegen die mordlüsterne Bestie.
Das Ungeheuer brüllte zornig auf, packte das Fahrzeug mit beiden Händen, hob es scheinbar mühelos hoch und kippte es auf die Seite.
Joaquim schlug sich die Stirn am Dachholm blutig. Er war einen Augenblick benommen. Plötzlich fühlte er sich gefaßt und brutal aus dem umgeworfenen Vehikel gerissen.
Wie von Sinnen schlug er mit seinen Fäusten auf den Unheimlichen ein.
Doch kein einziger Faustschlag zeigte Wirkung.
In seiner Verzweiflung schrie Joaquim Alvirante lauthals um Hilfe. Aber niemand hörte seine Schreie in dieser einsamen Gegend.
Der Unhold schleuderte ihn zu Boden. Joaquim glaubte, sich sämtliche Knochen gebrochen zu haben.
Verbissen quälte er sich auf die Beine. In panischer Furcht ergriff er die Flucht. Torkelnd, stolpernd, verletzt.
Er kam nicht weit. Schon nach wenigen Schritten holte ihn die Bestie ein. Ein neuerlicher Prankenhieb holte den Jungen von den Beinen, Er schlug auf dem Boden auf. Sein Gesicht war von Todesangst verzerrt. Er rollte mit letzter Kraft herum.
Der Schädel des Monsters sauste auf ihn zu.

Da begriff Joaquim Alvirante, daß es keine Rettung mehr für ihn gab.

***

Kommissar Orfeu Calamasse klopfte an die Tür. Dann wartete der dunkelhäutige, elegant wirkende Polizist, bis sein Chef ihn aufforderte, einzutreten.

»Herein!« rief Octavian Araiza, der Polizeichef von Rio de Janeiro.

Calamasse öffnete die Tür. Breit, kurzatmig und schwitzend saß Araiza an seinem schäbigen Schreibtisch. Der Deckenventilator drehte sich im Schnellgang, ohne dem Polizeichef jedoch Erleichterung zu verschaffen.

»Sie wollten mich sprechen, Chef?« sagte Orfeu Calamasse. Er baute sich vor dem Schreibtisch in strammer Haltung auf.

»Setzen Sie sich«, ächzte Araiza. Er wischte sich mit einem großen weißen Taschentuch über das feuchte Gesicht. »Diese Hitze bringt mich noch eines Tages um. Vielleicht werden Sie dann mein Nachfolger.«

»Ich habe nicht die Ambition, Polizeichef von Rio zu werden. Ich liebe die Arbeit, die ich jetzt tue.«

»Das kann ich verstehen. Wenig Büroarbeit. Viel an der frischen Luft. Sie sollen wissen, daß ich Sie für einen äußerst tüchtigen Mann halte, Calamasse.«

»Vielen Dank, Chef.«

»Dennoch habe ich Sie heute nicht Ihrer Erfolge wegen zu mir gebeten.«

»Sondern?«

»Können Sie es sich nicht denken, Calamasse?«

Der Kommissar nickte mit finsterer Miene. »Doch. Ich glaube, ich weiß, worüber Sie mit mir sprechen möchten.«

»In der vergangenen Nacht ist es zu einem weiteren Ritualmord gekommen«, sagte der Polizeichef grimmig. »Wie hieß doch gleich das Opfer?«

»Joaquim Alvirante.«

»Der wievielte Tote ist das nun schon?«

»Der fünfte, Chef.«

Octavian Araiza nickte. »Der fünfte. Und wir wissen immer noch nicht, wer diese grauenvollen Morde verübt. Die Öffentlichkeit wird langsam unruhig. Die Presse fängt an, uns einzuheizen. Der Innenminister verlangt von uns, daß wir diesem Teufel endlich das Handwerk legen.«

Orfeu Calamasse holte tief Luft. »Das scheint mir der springende Punkt zu sein, Chef.«

»Was?« fragte Araiza irritiert.

»Meiner Ansicht nach ist der Täter kein Mensch, sondern – wie Sie

selbst sagten – ein Teufel.«

»Das ist doch nur so eine Redensart. Natürlich haben wir es mit einem Menschen zu tun. Möglicherweise handelt es sich um einen Verrückten. Oder um einen religiösen Fanatiker – was für mich dasselbe wäre.«

»Chef, Sie haben sämtliche Tatortfotos gesehen. Sie haben gesehen, wie übel die Opfer zugerichtet waren. Sicher sind Sie mit mir der Meinung, daß es sich hier um eine sehr außergewöhnliche Mordserie handelt. Außergewöhnliche Fälle sollte man auf eine außergewöhnliche Weise anpacken. Das ist meine Ansicht. Weiter bin ich der Auffassung, daß in dieser Sache übernatürliche Kräfte im Spiel sind…«

»Kommen Sie mir nicht damit, Calamasse!« sagte der Polizeichef ärgerlich. »Sie stehen an, das ist Ihr Problem. Sie kommen nicht weiter. Nun versuchen Sie sich mit übernatürlichen Kräften herauszureden. Das ist doch Blödsinn.«

»Ist es nicht, Chef.«

»Hören Sie, soll ich mir mit diesem Märchen den Innenminister zum Feind machen? Wenn ich ihm mit Ihrer Version komme, glaubt der doch glatt, daß ich ihn auf den Arm nehme.«

Orfeu Calamasse ließ sich nicht aus der Fassung bringen. »Dieser Fall verlangt nach einem Spezialisten, Chef. Nach einem Mann, der auch im Kampf gegen Geister und Dämonen erfahren ist.«

Octavian Araiza schlug mit der Faust auf den Tisch. »Jetzt ist aber Schluß, Calamasse. Gehören Sie etwa auch zu den Leuten, die auf ihrem Balkon Schalen mit Erde stellen, in denen eine Kerze brennt, um die bösen Geister zu vertreiben? Das ist doch alles Nonsens.«

Der Kommissar ließ nicht locker. »Wie Sie wissen, war ich im vergangenen Jahr zu Studienzwecken mit einer Polizeidelegation in England, Chef.«

»Ich erinnere mich noch genau. Als Sie zurückkamen, waren Sie von Scotland Yard so schwer begeistert, daß Sie unseren ganzen Polizeiapparat am liebsten nach diesem Muster umgekrempelt hätten.«

»Scotland Yard verfügt über eine Abteilung, die sich ausschließlich mit übersinnlichen Fällen befaßt, Chef. Das Paradepferd dieser Abteilung ist ein Mann namens Oberinspektor John Sinclair. Seine Freunde nennen ihn scherzhaft Geisterjäger. Seine Aufklärungsquote soll bei hundert Prozent liegen. Ein Beweis dafür, wie tüchtig dieser Sinclair ist. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre guten internationalen Beziehungen spielen ließen.«

»Heißt das, daß Sie mir vorschlagen, Oberinspektor Sinclair um Amtshilfe zu bitten?«

Orfeu Calamasse blickte dem Polizeichef in die Augen. »Ich bin davon überzeugt, daß diese Mordserie nur von einem Mann gestoppt

werden kann, Chef. Und das ist John Sinclair!«

***

Freunde, war das ein rauschendes Fest.

Vermutlich werdet ihr nun denken, daß wir aus dem Feiern nicht mehr herauskommen. Aber ein gutes Sprichwort sagt: Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Da war der Queen vor kurzem in den Sinn gekommen, meinen Chef, Superintendent Powell, in den Adelsstand zu erheben.

Sir Powell, der wegen des langen Wartens auf diesen angestrebten Augenblick schon Magengeschwüre bekommen hatte, ließ sich natürlich nicht lumpen.

Die Fete in seinem Club kostete ihn eine hübsche Stange Geld, von der er sich aber mit Vergnügen trennte, denn endlich war es das, was er immer schon hatte sein wollen: ein echter Sir!

Okay, das war das eine Fest gewesen.

Und nun feierten wir bereits das nächste: Scotland Yard hatte Geburtstag. Hundertfünfzig Jahre alt war die berühmteste Institution der Welt geworden.

Wenn das kein Grund war, darauf anzustoßen.

Scotland Yard – dessen richtige Name eigentlich Metropolitan Police of London lautete – wurde 1829 gegründet.

Damals waren es tausend Beamte, die hier gearbeitet hatten. Heute sind es zweiundzwanzigtausend!

Im hauseigenen Museum werden die »Heldentaten« jener Beamten von einst ausgestellt. Eine Menge Kuriositäten werden gezeigt: unter anderem ein Becher, gefertigt aus dem Schädel einer Hingerichteten, ein Strauch, an dem noch die Knochen eines Mordopfers hängen, eine Ketchupflasche, auf der die Fingerabdrücke der berühmten Posträuber von 1963 gefunden wurden…

Alles, was Rang und Namen in der Polizeihierarchie hatte, hatte sich im Festsaal des Yard-Gebäudes versammelt, um dieses große Fest gebührlich zu begehen.

Es wurden viele Reden gehalten. Glückwunschtelegramme aus aller Welt trafen ein. Der ganze Yard befand sich in einem unbeschreiblichen Freudentaumel.

Zu später Stunde ging es dann angenehm zwanglos zu.

Meine Sekretärin Glenda Perkins hatte einen Kleinen sitzen. Sie war aber noch meilenweit davon entfernt, betrunken zu sein.

Nur schrecklich anlehnungsbedürftig war sie. Ich war froh, daß meine Freundin Jane Collins nicht in der Nähe war.

So konnte ich Glenda weiterhin meine Schulter zur Verfügung stellen, ohne Gefahr zu laufen, von einem Blitz gestreift zu werden.

Glenda war ein Prachtmädchen. Schwarzhaarig, mit einer

Traumfigur. Sie ging für mich durchs Feuer. Es gab einfach nichts, was sie für mich nicht getan hätte.

Umgekehrt war es natürlich genauso. Da gab es nur einen kleinen Unterschied: Ich war nicht so verrückt nach ihr wie sie nach mir.

Glenda seufzte leise, während ich an meiner Sektflöte schlürfte. »Hat Jane immer noch nicht genug von Ihnen, John?«

»Das hoffe ich nicht«, gab ich lächelnd zurück.

»Warum bin ich so dumm und warte auf dich, John?« fragte Glenda mit schwerer Zunge. Ich nahm ihr das vertrauliche Du nicht übel. »Es gibt so viele Männer, die mich vom Fleck weg heiraten würden. Warum nehme ich nicht einen von ihnen und werde mit ihm glücklich? Warum warte ich, bis ich alt und schäbig bin und mich keiner mehr mag?« Glenda tippte sich an die Stirn. »Ich muß hier drinnen einen Defekt haben. Ich kann nicht ganz normal sein.«

»Sie sollten sich wirklich mit dem nettesten Jungen zusammentun, den Sie kennen, Glenda…«

»Der netteste von allen ist nicht mehr zu haben«, sagte meine Sekretärin. Sie stieß mir ihren Zeigefinger gegen das Brustbein. »Und für alle anderen kann ich mich einfach nicht erwärmen.«

Ich wollte ein paar tröstende Worte für Glenda Perkins finden. Aber da tauchte Superintendent Powell zwischen den Leuten auf und kam auf uns zu.

Seine Miene verriet mir, daß es mit dem Feiern vorbei war. Manchmal konnte ich in seinem Gesicht wie in einem Buch lesen.

Sir Powell war knapp vor dem Sechzigsten. Seine Brille hatte starke Gläser. Dadurch sahen seine Augen wie riesige dunkle Murmeln aus. Er war leicht übergewichtig, mittelgroß und hatte braunes, dünnes Haar.

»Ich habe mit Ihnen zu reden, John«, sagte er betont dienstlich.

»Selbstverständlich, Sir Powell.« Es machte mir Spaß, den Sir jedesmal besonders herauszustreichen.

Mein Chef nahm dies verstimmt zur Kenntnis. Eine Unmutsfalte zeigte sich über seine Nasenwurzel.

Einer meiner Kollegen kam an uns vorbei. Ich lehnte Glenda Perkins an ihn und stand meinem Chef dann voll zur Verfügung.

Wir verließen den großen Festsaal. Auf dem Korridor fiel der Superintendent dann gleich mit der Tür ins Haus. Ohne lange Vorreden sagte er: »Der Polizeichef von Rio de Janeiro bittet uns um Amtshilfe. Natürlich wurde die Sache zuvor an höchster Stelle abgesprochen. Innenministerium. Außenministerium. Sie kennen das ja. Fünf furchtbare Ritualmorde sollen in Rio verübt worden sein. Kommissar Orfeu Calamasse vermutet, daß dabei übersinnliche Kräfte im Spiel sind. Er hält Sie für den einzigen Mann, der diese Mordserie beenden und aufklären kann. Ich habe zugesagt, daß Sie kommen

werden.«
»Allmählich scheine ich mich zu einer Art Weltpolizist zu mausern«, sagte ich lächelnd.
»Die nötigen Papiere werden für Sie und für Ihren Partner Suko bereits vorbereitet. Man wird sie Ihnen auf dem Flugplatz aushändigen.«
»Wer übernimmt Sukos Spesen?« erkundigte ich mich. Denn den mächtigen Chinesen zu ernähren war keine Kleinigkeit.
»Was für eine Frage«, erwiderte Powell. »Sämtliche Spesen übernimmt selbstredend der brasilianische Staat. Auch die Ihren.«
»Hoffentlich kann sich Brasilien das leisten«, sagte ich scherzhaft.
Dann empfahl ich mich.
Scotland Yards Geburtstagsparty gehörte von diesem Moment an der Vergangenheit an.

***

Ich hatte es befürchtet: Suko, mein chinesischer Freund und Kampfgefährte, war nicht zu Hause. Seit er Shao, diese kleine hübsche Hexe, kennen und lieben gelernt hatte, stand sein Apartment, das neben dem meinen liegt, achtmal in der Woche leer.
Es bereitete mir Vergnügen, mich in meinen silbermetallicfarbenen Bentley zu setzen und Suko aus Shaos Wohnung abzuholen.
Es fiel ihm ziemlich schwer, sich von seiner Freundin zu trennen. Er tat es mir zuliebe. Weil er mich nicht allein nach Rio fliegen lassen wollte. Seine Sorge um mich schien also doch noch ein klein wenig stärker ausgeprägt zu sein, als seine Liebe zu Shao.
»Ich bringe ihn wohlbehalten zurück«, versprach ich der zierlichen Chinesin mit dem lackschwarzen Haar.
Wenn man sie so ansah, konnte man verstehen, daß Suko ganz verrückt nach diesem Mädchen war. Ihre weiblichen Reize waren nicht zu übersehen. Und sie war so anschmiegsam wie ein schnurrendes Kätzchen.
Als wir im Bentley saßen, blickte mein Freund verträumt aus dem Fenster. Ich schlug ihm auf den Schenkel und rief lachend: »Junge, komm zu dir. Du bleibst ja nur ein paar Tage weg. Dann siehst du deine kleine Shao ja wieder.«
Mein Partner wandte mir sein breites Pfannkuchengesicht zu. Er schüttelte langsam den Kopf. »Ich mag sie, John. Mir hat ein Mädchen noch nie so viel bedeutet wie Shao.«
»Wir wollen hoffen, daß sie dich nicht eines Tages enttäuscht«, sagte ich.
»Shao? Niemals!«
Ich ließ diese Behauptung unwidersprochen. Es hätte mich für Suko gefreut, wenn er damit recht behielt.

Zu Hause angekommen packten wir unsere Koffer. Natürlich machte auch mein Einsatzkoffer die Reise nach Rio mit. Seit kurzem bewahrte ich darin neben mehreren anderen Waffen auch eine Dämonenpeitsche auf, die einst Myxin, dem Magier, gehört hatte.

Dreißig Minuten später waren Suko und ich startklar.

Wir fuhren im Taxi zum Airport.

In der Flughafenhalle händigte uns ein Yardbeamter unserer Papiere aus. Sonderausweise, die uns frei und unabhängig in Rio agieren lassen würden. Dokumente, die uns Tür und Tor bis zu den höchsten Steilen hinauf öffnen würden, falls dies nötig sein sollte.

Mein Kollege machte mich darauf aufmerksam, daß bereits ein Telegramm nach Brasilien unterwegs sei, in dem meine und Sukos Ankunft avisiert würde.

Wir konnten sicher sein, daß man uns in Rio de Janeiro mit kleinem Bahnhof empfangen würde.

Unser Flug wurde aufgerufen. Mein Kollege wünschte uns viel Erfolg. Wir dankten ihm und passierten die Kontrollen.

Für unsere Waffen besaßen wir ebenfalls Papiere. Niemand verlangte von uns, daß wir uns von ihnen trennten.

Wir begaben uns mit den anderen Passagieren an Bord des Düsenclippers. Eine halbe Stunde später starteten wir.

Und dann flogen wir einer ungewissen Zukunft entgegen…

***

Alf Lechenberg war Deutscher. Ein großer, blonder, blauäugiger Bursche. Braungebrannt von Brasiliens Sonne. Ein Mann, der den Frauen gefiel, und der deshalb ständig in irgendwelche Amouren verwickelt war.

Alf Lechenberg war ein Mensch, der das Leben leicht nahm. Er hatte niemals eine besondere Bindung an seine Heimat verspürt, deshalb war es ihm auch nicht schwergefallen, Dortmund den Rücken zu kehren und anderswo das Glück zu suchen, das er zu Hause nicht finden konnte.

Auf seinem Trip durch die Welt hatte er Dutzende von Jobs angenommen. Er war Totengräber in Portugal gewesen, hatte auf einem Ozeandampfer als Matrose gearbeitet, hatte sich durch halb Südamerika geschlagen, ehe er in Rio gelandet war und seßhaft wurde.

Rio war die Stadt, in der er so leben konnte, wie er sich das vorstellte. Hier gab es keine Hektik. Die Menschen waren fröhlich. Die Gegend war traumhaft schön.

Ein Reisebüro hatte Alf Lechenberg als Busfahrer angestellt. Er kutschierte die Touristen aus aller Herren Ländern zur Copacabana, zum Corcovado, zum Zuckerhut.

Er fuhr mit ihnen in den Urwald oder was sie sonst wollten.

Ab und zu blieb eine von diesen liebeshungrigen Touristinnen die Nacht über bei ihm. Mehr verlangte er nicht vom Leben.

Er war zufrieden und zum erstenmal glücklich.

Viel glücklicher wäre er aber noch gewesen, wenn ihm sein Chef, der fette Reisebürobesitzer, nicht immer wieder die Hölle heißgemacht hätte.

Der Fettwanst neidete ihm seinen Erfolg bei den Frauen. Deshalb nahm der Dicke jede Gelegenheit wahr, um dem Deutschen eins auf den Hut zu geben.

»Weiber!« schrie der Schwamm mit hochrotem Gesicht. »Immer hast du nur die Weiber in deinem verdammten Schädel. Dafür wirst du von mir nicht bezahlt!«

»Mach mal Pause!« begehrte Alf Lechenberg ärgerlich auf. »Was ist denn schon Großartiges passiert? Ich habe vergessen, den Bus waschen zu lassen, das ist doch kein Verbrechen, Mann.«

Der Dicke sprang auf und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Das zerknitterte Hemd hing ihm weit über den Gürtel.

»Du kommst fast jeden Tag zu spät. Du kümmerst dich nicht um deinen Bus. Du vergißt, ihn zur Tankstelle zu fahren! Wofür kassierst du die vielen Cruzeiros eigentlich, he?«

»Daß ich nicht lache!« gab Alf Lechenberg wütend zurück. »Die paar Kröten wagen Sie überhaupt zu erwähnen? Sie Halsabschneider wissen ganz genau, daß Sie mich unterbezahlen!«

»Du kriegst, was du verdienst! Und wenn du noch einmal zu spät kommst oder irgend etwas vergißt, fliegst du raus! Hast du verstanden?«

Lechenberg starrte den Dicken wutentbrannt an. Für einen Moment sah es so aus, als würde er sich gleich auf den Mann stürzen.

In der Tat fiel es ihm schwer, sich zu beherrschen. »Hinauswerfen willst du mich, du lächerliche Figur? Weißt du, was du mich kannst? Soll ich es dir sagen? Du kannst mich kreuzweise, du aufgepumpter Pavian!«

Der Fette japste nach Luft.

Lechenberg ließ ihn einfach stehen. Er machte auf den Hacken kehrt und stürmte aus dem Büro.

Der Reisebürobesitzer brauchte eine Weile, bis er sich gefaßt hatte. Er blickte aus dem Fenster.

Lechenberg überquerte den Hof. Der Dicke hastete zum Fenster. Als sich Lechenberg in seinen Bus setzte, riß der Schwammige das Fenster auf und schrie mit überschnappender Stimme: »Sie sind entlassen. Fristlos entlassen sind Sie! Machen Sie, daß Sie aus meinem Bus rauskommen! Ich verbiete Ihnen, damit zu fahren!«

Lechenberg scherte sich nicht um das Geschrei des Fetten.

Er startete den Motor und fuhr mit dem Bus davon.

Hinaus aus Rio de Janeiro. Ganz allein. Ohne Touristen. Jetzt war dem blonden Mann alles egal. Er brauchte Zeit, um sich sammeln zu können.

Er wollte für sich allein sein, wollte in Ruhe überlegen. Das konnte er am besten, wenn er in seinem Bus saß und irgendeine Landstraße entlangfuhr.

Das beruhigte ihn. Das machte ihn wieder friedlich. Entlassen hatte ihn der dicke Kerl. Na schön. Alf Lechenberg weinte diesem Job keine Träne nach. Er war tüchtig.

Er wußte, daß er anders wo unterkommen konnte. Vielleicht würde er vom Konkurrenzunternehmen sogar ein paar Cruzeiros mehr kriegen.

Es gab so viele Dinge, die er tun konnte. Er war nicht arbeitsscheu. Er konnte überall anpacken. Es machte ihm nichts aus, Dreckarbeit zu verrichten, wenn sie dementsprechend honoriert wurde.

Lechenberg grinste. Er stellte sich das Gesicht des Fetten vor, und er fragte sich, was der Typ nun unternehmen würde.

Würde er sich in seiner Wut an die Polizei wenden? Oder würde er warten, bis er, Alf Lechenberg, ihm seinen Bus von selbst wieder zurückbrachte.

Wenn der Dicke die Polizei einschaltete, war es nicht ratsam, weiter auf der Straße nach Petropolis zu bleiben.

Hier patrouillierten häufig Funkwagen.

Deshalb lenkte Lechenberg den Bus auf eine kaum befahrene Nebenstraße. Er merkte erst, daß das ein Fehler gewesen war, als es schon passiert war: Der Bus rumpelte in ein tiefes Schlagloch. Und dann brach die Hinterachse mit einem lauten Knall.

Das Gefährt saß fest. Es ließ sich weder nach vorn noch nach hinten bewegen.

»Verdammter Mist!« machte Lechenberg seinem Ärger Luft.

Da steckte er nun mitten im Tropenwald. In einer Gegend, wo sich die Füchse gute Nacht sagten, wie das bei ihm zu Hause in Dortmund geheißen hatte.

Umgeben vom üppigen Grün der Natur, von Vogelgekreische und dem Geschrei von Affen.

Lechenberg sprang aus dem Bus. Er besah sich den Schaden. Zum erstenmal kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich da in etwas ganz schön hineingeritten hatte. Der Dicke würde ihn zur Minna machen.

Lechenberg würde für diesen Schaden selbst aufkommen müssen. Seine Ersparnisse würden für die Reparatur nicht reichen.

»Shit!« zischte Alf Lechenberg.

Er sah sich um, hatte keine präzise Ahnung, wo er sich befand. Er war einfach drauflosgefahren.

In welche Richtung sollte er sich nun wenden? Wo konnte er schneller Hilfe bekommen?

Verdrossen ließ er den Bus stehen und trabte zu Fuß über die schlechte Straße weiter. Er hätte den Bus schon viel früher stehenlassen sollen: Im Hof hinter dem Reisebüro.

Lechenberg zuckte mit den Schultern. Was soll’s? dachte er. Es wird dich schon nicht den Kopf kosten.

Dreißig Minuten war er bald unterwegs. Der Tropenwald schien immer dichter zu werden. Weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Kein Haus. Nur Bäume, Büsche und Schlingpflanzen.

Nachdem weitere fünfzehn Minuten vergangen waren, erblickte Alf Lechenberg eine verwitterte Blockhütte.

Aus dem Schornstein stieg bläulicher Rauch. Lechenberg beschleunigte seine Schritte. Er erreichte die Hütte. Obwohl man ihn kommen gehört haben mußte, trat ihm niemand entgegen.

Alf Lechenberg klopfte an die wackelige Tür, bevor er sie öffnete. Auf einem Feldbett lag ein knochendürrer Mann. Ein Mulatte. Uralt. Mindestens achtzig Lenze mußte der schon auf dem Buckel haben.

Der Mann regte sich nicht.

Lechenberg dachte zuerst, der Alte würde schlafen, dann sah er aber, daß der Mulatte die Augen offen hatte.

Am Ende ist der Knabe gar tot! schoß es Alf Lechenberg durch den Kopf.

Er trat in die Hütte und räusperte sich.

Jetzt kam Leben in die dürren Glieder des Mulatten. Er erhob sich. Ein seltsames Lächeln huschte über seine faltigen Züge. Und in seinen Augen war ein Ausdruck, der Alf Lechenberg erschreckte.

***

An wen bin ich da geraten? fragte sich Lechenberg.

»Ich bin Ludus Bajaja«, sagte der Alte, als könnte er Alf Lechenbergs Gedanken lesen. Es funkelte rätselhaft in den Augen des Mulatten.

Er erhob sich. Er wirkte kraftlos. Es schien, als könne er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Er war beinahe so klapprig wie ein Skelett.

Lechenberg sah sich in der armseligen Hütte um. »Wohnen Sie hier?«

»Ja, seit vielen Jahren.«

»Sie mögen wohl keine Menschen, wie?«

»Wieso?«

»Weil Sie sich in dieser Gegend verkriechen.«

»Zwei Meilen von hier gibt es eine Bushaltestelle. Wenn ich will, bin ich im Nu in Rio. Wie kommen Sie hierher? Zu Fuß?«

Lechenberg schüttelte den Kopf. »Ich bin Busfahrer, wollte mal eine neue Strecke testen. Das ging prompt schief. Nun sitzt der Bus mit

einem Achsbruch fest…«
»Sind Leute im Bus?« fragte Ludus Bajaja.
»Nein. Ich war allein unterwegs. Zwei Meilen ist die Bushaltestelle von hier entfernt?«
»Ja«, sagte Ludus Bajaja.
»Dann werde ich mich wieder auf die Socken machen. Entschuldigen Sie die Störung. Und vielen Dank für die Auskunft.«
Auf Ludus Bajajas Gesicht zeichnete sich Enttäuschung ab. »Warten Sie!« sagte er hastig.
»Ich habe leider nicht viel Zeit«, sagte Lechenberg, und er fragte sich, ob dieser Ausdruck in Bajajas Augen Gier war.
Gier – wonach? »Wie lange haben wir noch Tag?« fragte Ludus Bajaja zu Alf Lechenbergs Verwunderung. »Wann geht die Sonne unter?«
»In einer halben Stunde, nehme ich an. Deshalb muß ich mich ja beeilen.« Alf Lechenberg wandte sich um.
Da stieß der Alte einen langgezogenen Seufzer aus. Lechenberg glaubte, der Mulatte würde seinen letzten Schnaufer tun.
Er hätte es nicht übers Herz gebracht, einfach fortzugehen und den Alten seinem Schicksal zu überlassen.
Das Gesicht des Mulatten war schmerzverzerrt. Ludus Bajaja griff sich mit seinen dürren Händen auf den Magen.
Er wankte, Alf Lerchenberg sprang zu ihm und stützte ihn. »Was ist los mit Ihnen?« fragte der Busfahrer besorgt. »Was haben Sie? Mann, in Ihrem Alter sollten Sie nicht in dieser Einsamkeit leben. Wenn Sie schnell einen Arzt brauchen, was tun Sie denn dann?«
»Ich bin krank«, stöhnte der Mulatte. »Ich weiß, daß ich sterben werde. Wozu sollte ich einen Arzt bemühen? Ich möchte nicht, daß man mein Leben mit Medikamenten künstlich verlängert. Wenn meine Lebensuhr abgelaufen ist, dann soll sie abgelaufen bleiben. Niemand soll sie noch einmal aufzuziehen versuchen.«
Der Deutsche führte Ludus Bajaja zum Feldbett.
Langsam ließ sich der Alte darauf nieder. Lechenberg riet ihm, sich hinzulegen.
Bajaja ächzte herzzerreißend. »Der Magen. Es ist der Magen, junger Freund.«
»Gibt es denn nichts, womit Sie die Schmerzen bekämpfen können?«
»Tee. Ein Becher Tee würde mir guttun.«
»Ich mache Ihnen welchen«, entschied Alf Lechenberg. Er begab sich zum Herd und setzte Wasser auf.
Ludus Bajaja krümmte sich auf dem Bett. Alf Lechenberg suchte den Tee. Er fand ihn erst, als das Wasser schon kochte.
Sobald der Tee fertig war, füllte Lechenberg ihn in einen Blechbecher, der ziemlich verbeult war. Er eilte damit zum Feldbett.
»Hier. Trinken Sie. Das wird Ihnen guttun«, sagte er.

»Ich danke Ihnen«, keuchte Ludus Bajaja. »Sie sind ein guter Mensch. Wie heißen Sie?«

»Alf Lechenberg. Ich bin Deutscher.«

»Aus welcher Stadt kommen Sie?«

»Dortmund. Reden Sie nicht so viel. Trinken Sie lieber.«

Ludus Bajaja trank mit kleinen Schlucken. Alf Lechenberg konnte nicht wissen, daß der Alte gar keine Schmerzen hatte.

Ludus Bajaja wollte lediglich Zeit gewinnen. Die Sonne mußte untergehen. Am Tag war er nichts weiter als ein alter, klapperdürrer Mann.

Wenn der Tag aber zur Neige ging, erstarkte der Mulatte. Und Fähigkeiten entfalteten sich in ihm, die den jungen Deutschen zu Tode erschrecken würden.

Doch noch war es Tag.

»Wie schmeckt der Tee?« fragte Lechenberg.

»Ausgezeichnet.«

»Spüren Sie schon eine Erleichterung?«

»Ja. Es geht mir schon wieder etwas besser«, sagte Ludus Bajaja. Er blickte an Alf Lechenberg vorbei zum Fenster.

Die Schatten der Bäume wurden allmählich länger.

Die Nacht – die Verbündete des Alten – kam mit Riesenschritten herbeigeeilt, um Ludus Bajaja zu stärken und sich mit ihm zu verbünden.

Lechenberg blickte nervös auf seine Uhr. »Tja, dann werde ich mich nun empfehlen.«

»Bleiben Sie noch«, bat Ludus Bajaja.

»Ich kann nicht. Der Bus. Sie wissen doch. Ich habe noch eine Menge Dinge zu erledigen.«

»Nur noch ein paar Minuten«, sagte der Alte flehend.

»Tut mir leid. Ich kenne den Weg nicht und möchte mir nicht in der Dunkelheit den Hals brechen.«

Lechenberg zuckte die Schultern. Dann drehte er sich um und schickte sich an, die Hütte zu verlassen. Lautlos erhob sich in diesem Moment der Mulatte. Er griff sich einen schweren gußeisernen Topf und hieb ihn dem Deutschen über den Schädel.

Da der Tag noch nicht ganz um war, war der Alte verhältnismäßig schwach. Dementsprechend kraftlos fiel auch der Schlag aus.

Dennoch brach Alf Lechenberg in die Knie. Aber er verlor nicht das Bewußtsein, wie Ludas Bajaja das gern gehabt hätte.

Benommen wandte sich der Busfahrer um. Er konnte nicht begreifen, was geschehen war.

Bajaja holte zum zweiten Schlag aus. Lechenberg sah es wie durch einen dichten Schleier. Er mobilisierte seine Kraftreserven und sprang auf die Beine. Die herabsausende Pfanne fing er mit der Linken ab.

Und dann versetzte er dem undankbaren Alten einen Kinnhaken, der den Mann zu Boden warf. Wutentbrannt starrte Lechenberg auf den Mulatten.

Jetzt hatte er kein Mitleid mehr mit dem Mann. »Wahnsinniger!« brüllte er ihn an. »Hast du den Verstand verloren? Ist das der Dank für meine Hilfe? Warum hast du das getan? Rede! Warum hast du mich mit der Pfanne niedergeschlagen? Sag es mir, oder ich drehe dir deinen dürren Hals um!«

»Ich mußte es tun«, ächzte der Mulatte. »Ich brauche Sie. Sie dürfen nicht gehen.«

Lechenberg hob die Pfanne auf, die neben dem Alten lag. Er ließ sie auf und ab wippen. »Ich hätte Lust, dir's zurückzugeben. Aber wahrscheinlich würde ich dich erschlagen. So etwas Irrsinniges ist mir noch nicht untergekommen.«

Ludus Bajaja schaute zum Fenster.

Der Tag ging zur Neige. Die letzten Sonnenstrahlen streiften die hohen Wipfel der Bäume. Unheimliche Kräfte erwachten in dem Mulatten.

Seine schlaffen Muskeln strafften sich. Seine Sehnen bekamen die Festigkeit von Stahltrossen.

Die Dämmerung setzte ein, und von ihr erhielt der Mulatte die Fähigkeit der Metamorphose verliehen.

Alf Lechenberg warf die Pfanne in die Ecke. »Ich gehe jetzt!« knurrte er. »Wage nicht noch mal, mich aufzuhalten, sonst nehme ich dich Klappergestellt auseinander!«

Ludus Bajajas Gesicht nahm einen grausamen Ausdruck an. Die Gier in seinen Augen leuchtete unverhohlen.

»Nun ist es zu spät für dich, junger Freund. Siehst du die Dämmerung dort draußen? Sie ist meine Verbündete. Sie macht mich stark, verleiht mir die Kraft der Hölle. Das Sonnenlicht schwächt mich. Aber damit ist es jetzt zum Glück vorbei. Die Nacht schickt sich an, ihre Herrschaft anzutreten. Mit ihr erwacht das Böse in mir…«

Als Lechenberg schüttelte ärgerlich den Kopf. »Mensch, Alter, du hast sie nicht alle!« sagte er.

Aber etwas am Gehabe des Mulatten machte ihn unsicher. War der Mann wirklich nur verrückt, oder stimmte, was er soeben gesagt hatte?

Ludus Bajaja erhob sich. Er wirkte gesund und kräftig. Die vielen Runzeln in seinem häßlichen Gesicht schienen nur noch Fassade zu sein.

Dahinter schien sich ein kraftstrotzender Mann von zwanzig Jahren zu verbergen, wenn man nach, der Geschmeidigkeit seiner Bewegungen urteilte.

Alf Lechenberg blickte den seltsamen Mulatten verblüfft an. Mit

Ludus Bajaja schien tatsächlich eine Wandlung vor sich zu gehen.

Eine Wandlung, die erst am Beginn und noch lange nicht abgeschlossen war. Lechenberg wich einen Schritt vor dem Unheimlichen zurück.

Je mehr die Dämmerung fortschritt, desto aggressiver wurde die Haltung des Alten.

Warum haust du nicht endlich ab? fragte Lechenberg eine innere Stimme. Worauf wartest du denn noch? Warum bist du immer noch in dieser Hütte?

In dem Moment, wo sich Alf Lechenberg umdrehen und aus der Hütte rennen wollte, veränderte sich das Aussehen des Alten grundlegend.

»Zu spät!« knurrte Ludus Bajaja. »Du kannst nicht mehr fortgehen!«

»Das… das wollen wir doch sehen!« krächzte der Deutsche.

»Du mußt bleiben, denn ich brauche dich. Ich brauche deine Seele!«

Alf Lechenberg zuckte zusammen. Er hatte das Gefühl, ein Eissplitter würde ihm ins Herz fahren…

***

Rio!

Die Hauptstadt des kleinen Staates Guanabara, der nichts anderes ist als der Bundesdistrikt der ehemaligen Bundeshauptstadt Rio de Janeiro. Sie ist zweifellos die bekannteste Stadt Brasiliens.

Die Stadt, an die zumeist gedacht wird, wenn die Rede auf Brasilien kommt.

Ihr Name ist vielfach ein Synonym für heiteres Nichtstun, für ausgelassene Lebensfreude, für unvergängliche Schönheit.

An allen diesen Bewertungen stimmt etwas. Der Karneval von Rio und die Badestrände von Copacabana sind wesentlich für die Stadt.

Die Schönheit ihrer Lage ist so unbestreitbar und so überwältigend, daß die Umwandlung des biblischen Schöpfungsberichtes durch die Cariocas – so werden die Einwohner von Rio genannt – durchaus verständlich ist.

Die Cariocas behaupten nämlich, Gott habe in sechs Tagen die Welt geschaffen, am siebenten Tage aber Rio.

Wir wurden vom Flughafen Galeao – 20 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt – von Kommissar Orfeu Calamasse empfangen.

Der dunkelhäutige Mann war uns auf Anhieb sympathisch. Mir kam so vor, als hätte ich ihn schon mal gesehen.

Darauf angesprochen, sagte er: »Ich war vor etwa einem Jahr in London. Auf Einladung von Scotland Yard. Was ich dort sah, hat mich sehr beeindruckt.«

»Vermutlich sind wir uns im Yard Building über den Weg gelaufen«, sagte ich.

»Diese Möglichkeit besteht durchaus, Oberinspektor.«
Ein Träger kümmerte sich um unser Gepäck.
Wir verließen mit Calamasse das große Flughafengebäude. Auf dem Parkplatz stand ein schwarzer Chrysler. Neustes Modell. Mit Klimaanlage und allem sonstigen Drum und Dran.
Calamasse eröffnete uns, daß uns dieser Wagen für die Dauer unseres Aufenthaltes von seiner Dienststelle zur Verfügung gestellt worden sei.
Ferner sagte Orfeu Calamasse: »Ich habe für Sie beide zwei Zimmer im Copacabana Palace gebucht. Es wird Ihnen da bestimmt gefallen. Vornehmes Hotel.«
Wir stiegen in den Chrysler.
Calamasse setzte sich ans Steuer. Nachdem er den Parkplatz verlassen hatte, bat ich ihn, über die Serie von Ritualmorden zu berichten.
Calamasses Miene verfinsterte sich. Die Mordserie schien ihm an die Nieren zu gehen. »Mein Chef meint, bei dem Mörder müsse es sich um einen Wahnsinnigen handeln – oder um einen religiösen Fanatiker. In Rio de Janeiro ist der Geisterglaube stark verwurzelt. Auch ich bekenne mich dazu. Ich weiß, daß es Dämonen gibt, die immer wieder versuchen, das Böse auf der Welt zu verbreiten. Man kann diese Wegbereiter der Hölle nicht einfach ignorieren. Das wäre grundfalsch. Man darf den Kopf nicht in den Sand stecken. Man muß die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie sein sollen.«
Ich zündete mir eine Zigarette an und blies den Rauch gegen das Fenster. Die von Leben überschäumende Kulisse von Rio zog an uns vorbei.
»Fünfmal hat der Mörder inzwischen bereits zugeschlagen. Es kostete mich sehr viel Energie, meinen Chef davon zu überzeugen, daß nur Sie diese Serie beenden können, Oberinspektor…«
»Hoffentlich haben Sie nicht zu sehr übertrieben, Calamasse«, sagte ich. »Ich kann schließlich nicht zaubern.«
»Ich habe einiges von Ihnen gehört«, sagte Orfeu Calamasse, ohne den Blick vom dichten Verkehr zu nehmen. »Sie haben Werwölfe und Vampire getötet. Sie kämpften gegen Hexen und alle möglichen Monster. Ich weiß, daß Sie der richtige Mann für diesen heiklen Job sind.«
»Gibt es irgendwelche Spuren?« fragte Suko, den der Fall selbstverständlich genauso interessierte wie mich.
Kommissar Calamasse schüttelte den Kopf. »Nicht eine einzige.«
»Wieso wissen Sie, daß alle fünf Opfer auf das Konto desselben Mörders gehen?« wollte Suko wissen.
»Die Leichen wiesen alle die gleichen schrecklichen Verletzungen auf. Sie schienen von einem Tier zerfleischt worden zu sein. Und auf der Stirn trugen sie alle dasselbe Zeichen: ein T mit Blut gemalt.«

»Was schließen Sie daraus?« fragte nun wieder ich. »Was hat dieses T zu bedeuten?«

Orfeu Calamasse seufzte geplagt. »Ich wollte, ich wüßte es. Vielleicht wüßte ich dann auch, wer hinter diesen schrecklichen Morden steckt.«

»Was brachte Sie auf den Gedanken, daß dabei übersinnliche Kräfte im Spiel sein müßten?« erkundigte ich mich.

»Einige der Opfer waren große, kräftige Männer. Dennoch hatten sie nicht die geringste Chance gegen ihren Mörder.«

»Das allein weist noch nicht auf übersinnliche Kräfte hin…«

»Na schön, ich gebe zu, ich habe keinen Beweis für meinen Verdacht. Mir sagt einfach mein sechster Sinn, daß es so ist, und auf diesen konnte ich mich bisher immer verlassen.«

Wir erreichten das Hotel in der Avenida Atlantia. Ein vornehmer Kasten, von Palmen umsäumt. Die Leute, die hier wohnten, verfügten über dicke Brieftaschen.

Während sich zwei Pagen unseres Gepäcks annahmen, betraten wir mit Calamasse die vollklimatisierte Halle.

Der Chefportier, an den sich Orfeu Calamasse wandte, hieß Carlos Lava. Er hieß uns herzlich willkommen. Er sorgte dafür, daß wir umgehend unsere Schlüssel bekamen, wünschte uns einen angenehmen Aufenthalt und bat uns, mit etwaigen Bitten oder Beschwerden zu ihm zu kommen. Er würde bemüht sein, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Calamasse sah sich mit uns die Zimmer an.

Sie waren groß und elegant eingerichtet. Im plombierten Kühlschrank, den ich öffnete, befanden sich eine Menge Getränke. Bier, Schnaps, Wein…

»Zufrieden?« erkundigte sich Orfeu Calamasse.

»So sehen anderswo die Fürstensuiten aus«, erwiderte ich lächelnd.

»Ich werde Sie jetzt allein lassen, Oberinspektor. Sie werden sich frischmachen wollen. Wann darf ich Sie in meinem Büro erwarten?«

»In einer Stunde.«

»Gut. Also dann.« Orfeu Calamasse verließ das Zimmer.

In einer Stunde würde ich ihn wiedersehen. Und in einer Stunde würde auch für uns der Trouble losgehen…

***

Entsetzt wich Alf Lechenberg vor dem unheimlichen Alten zurück. Seine Seele wollte dieser häßliche Teufel haben!

Der Deutsche hob die Fäuste. »Ich warne dich, Alter! Wenn du auch nur einen Schritt näher kommst, schlage ich dir den Schädel ein!«

Ludus Bajaja lachte. »Versuch’s, doch. Na los, versuche es!«

Er machte den verbotenen Schritt. Lechenberg feuerte seine Rechte mit voller Kraft ab. Die Faust landete an Bajajas Kinnspitze.

Jeder junge Mann wäre von diesem Treffer zu Boden gegangen. Doch Ludus Bajaja, der Greis, zeigte keinerlei Wirkung.

Abermals lachte er. »Was sagst du nun? Jetzt bist du sprachlos, was? Es herrscht die Dunkelheit, die mich unverwundbar macht!«

»Du… du bist kein Mensch! Du mußt ein Satan sein!«

»Der Titel Satan ist zuviel der Ehre. Vorläufig bin ich nur ein kleiner Höllengünstling. Aber ich arbeite an meinem Aufstieg. Aus mir wird eines Tages mehr werden. Ich strebe die Herrschaft über den Teufelsbereich Rio an. Deshalb muß ich deine Seele haben. Du bist mein sechstes Opfer!«

Mit einemmal war Alf Lechenbergs Kehle wie zugeschnürt. Er hatte natürlich über die schreckliche Mordserie in der Zeitung gelesen.

Die Bevölkerung von Rio war ängstlich geworden.

Und auch er, Alf Lechenberg, hatte insgeheim gehofft, daß er dem grausamen Mörder nie begegnen würde.

Seine Hoffnung hatte sich nicht erfüllt!

Panik stieg in ihm hoch. Er wollte nicht so enden wie die fünf vorangegangenen Opfer. Ludus Bajaja hatte sie grauenvoll zugerichtet.

Lechenberg spannte die Muskeln an. Er stieß sich von der Wand ab, warf sich auf den Alten. Wie von Sinnen hieb er mit seinen Fäusten auf den Mulatten ein. Der Schädel des Höllengünstlings schien hart wie Granit zu sein.

Alf Lechenberg konnte dem Unheimlichen mit seinen Fäusten nicht das geringste anhaben. Als der Deutsche das endlich begriff, ließ er atemlos von Ludus Bajaja ab.

Er kreiselte herum und suchte sein Heil in der Flucht.

»Hiergeblieben!« schrie der Alte mit donnernder Stimme. »Aus dieser Hütte kommst du nicht lebend raus!«

Lechenberg weigerte sich, das zu glauben.

Er erreichte die Tür. Als er durch sie ins Freie stürmen wollte, hechtete Ludus Bajaja nach seinen Beinen.

Mit einem entsetzten Schrei stürzte der Deutsche. Hart knallte er auf den Boden. Er rollte herum. Er zog die Beine an und rammte sie gegen Ludus Bajaja.

Im selben Augenblick setzte die Metamorphose ein. Große Fangzähne blitzten im Mund des Alten. Seine Augen begannen zu glühen.

Er riß seine krallenbewehrten Pranken hoch und nahm Alf Lechenberg mit einem gewaltigen Schlag das Leben.

***

Carlos Lava, der Chefportier des Copacabana Palace, war ein Mann von fast zwei Meter Größe. Er überragte alle seine Untergebenen.

Jedoch nicht nur an körperlicher Größe, sondern auch an fachlichem Wissen, Feingefühl und Können. Die Gäste kamen gern zu ihm mit

ihren Sorgen, denn er zeigte für alle Probleme Verständnis und wußte in vielen Fällen Rat.

Niemand hätte ja geahnt, daß dieser saubere Mann ein Diener des Bösen war, mit den Mächten der Finsternis paktierte und die Menschen haßte und verabscheute.

Kurz nachdem Kommissar Orfeu Calamasse mit Oberinspektor John Sinclair und dessen chinesischem Partner Suko im Hotel eingetroffen war, ließ Carlos Lava sich von einem Kollegen vertreten.

Auf seinem Weg in sein Zimmer, lächelte er verschiedenen Gästen freundlich zu. Ein Paar aus Australien fragte ihn nach den Theaterkarten, die es bei ihm bestellt hatte.

»Die Karten liegen ab morgen nachmittag an der Portierloge für Sie bereit«, sagte Lava.

Das Ehepaar bedankte sich.

»Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen zu dienen«, log der Chefportier. »Wenn ich sonst noch etwas für Sie tun kann, lassen Sie es mich wissen. Ich stehe Ihnen jederzeit gern zur Verfügung.«

Das Ehepaar begab sich zur Hotelbar.

»Ein prachtvoller Mensch«, hörte Lava die Frau sagen.

Er grinste in sich hinein. Wenn die wüßte! dachte er. Dann setzte er seinen Weg fort.

Wenig später betrat er sein Zimmer. Er öffnete den Schrank und holte daraus ein abstoßendes Bild hervor.

Das Ölgemälde zeigte einen Ziegenkopf, der entfernt menschliche Züge hatte. Es war ein Bild des Teufels. Ein schwarzes Heiligtum für Carlos Lava, von dem er sich niemals trennen wollte.

Seit er dieses Bild besaß, stand er unter dem Einfluß des Bösen. Eine Hexe hatte es ihm geschenkt. Von diesem Moment an war er zum Besessenen geworden, der seine ganze Kraft im Dienste der Hölle einsetzte.

Behutsam stellte Carlos Lava das Gemälde auf die Kommode. Er kniete davor nieder und verrichtete ein schwarzes Gebet.

»Herr der Finsternis und des Bösen«, sagte er anschließend. »Gib mir die Kraft, mit meinem Bruder Ludus Bajaja telepathischen Kontakt aufzunehmen. Ich habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Lava hob den Kopf.

Gebannt starrte er den Ziegenschädel an, der mit einemmal auf geheimnisvolle Weise zu leben begann.

Ein grausamer Ausdruck umspielte das Maul des Tieres. Höllenglut brannte in den Augen des Teufels.

Diese Glut ging auf Carlos Lava über. Er spürte ein entsetzliches Brennen in seinem Hirn. Und plötzlich – von einem Moment zum andern – stand er mit dem Höllengünstling Ludus Bajaja in Verbindung.

»Ludus, kannst du mich verstehen?« fragte der Chefportier, ohne den Mund zu bewegen. Das Gespräch wickelte sich auf geistiger Ebene ab. Die Gedanken überbrückten dabei eine Entfernung von mehreren Meilen.

»Ich empfange deinen telepathischen Impuls ausgezeichnet, Bruder«, gab Bajaja zurück.

»Ich habe dir eine wichtige Nachricht zu übermitteln.«

»Was ist passiert?«

»Passiert ist noch nichts. Aber es könnte etwas geschehen, Ludus. Dir ist – wie uns allen – bekannt, daß Kommissar Orfeu Calamasse versucht, die Serie der Ritualmorde aufzuklären.«

»Und?«

»Calamasse hat Verstärkung kommen lassen: einen Oberinspektor von Scotland Yard namens John Sinclair. Sein Begleiter ist ein hünenhafter Chinese, der auf den Namen Suko hört. Dieser Sinclair scheint mir ein gefährliches Kaliber zu sein, Ludus. Vor dem müssen wir uns in acht nehmen. Er ist ein Kämpfer des Lichts. Ich habe das sofort gespürt. Aber auch vor dem Chinesen müssen wir auf der Hut sein. Der Mann scheint Bärenkräfte zu haben…«

»Ich danke dir für die Warnung, Bruder.«

»Was soll ich unternehmen?« wollte der Chefportier wissen.

»Besitzt du noch die schwarzmagische Kreide, die ich dir gegeben habe?«

»Natürlich.«

»Male ein Sigill an Sukos Zimmerfenster.«

»Gut. Und was soll mit John Sinclair geschehen?«

»Um den wird sich jemand anders kümmern.«

Der telepathische Kontakt riß ab. Carlos Lava erwachte wie aus tiefer Trance. Er erhob sich. Ein böses Grinsen verzerrte sein Gesicht.

Er stellte das Teufelsbild wieder in den Schrank und entnahm diesem anschließend die schwarzmagische Kreide, die Ludus Bajaja ihm gegeben hatte.

Seine Augen verengten sich. »Tod!« knirschte er mit bebenden Nasenflügeln. »Tod allen unseren Feinden!«

Dann verließ er sein Zimmer.

***

Ich lenkte den schwarzen Chrysler durch den Abendverkehr von Rio. Suko saß neben mir. Die fünf Morde, die der Mörder, den wir zur Strecke bringen sollten, bereits verübt hatte, bedrückten uns.

Er konnte inzwischen seinen sechsten Mord vorbereiten, ohne daß wir es verhindern konnten, weil wir die Materie noch nicht im Griff hatten.

Wir wußten noch viel zuwenig.

Uns war nur bekannt, daß die Opfer grauenvoll zugerichtet worden waren, daß ihnen ihr Mörder mit Blut ein T auf die Stirn geschmiert hatte – und daß Orfeu Calamasse vermutete, es müßten übernatürliche Kräfte im Spiel sein.

Nach einer Fahrt von sechzehn Minuten erreichten wir das Polizeipräsidium. Wir fragten uns zu Kommissar Calamasses Büro durch.

Er nickte zufrieden, als wir den kleinen Raum betraten. Wir hatten die vereinbarten sechzig Minuten um keine Sekunde überschritten.

Calamasse bot uns Platz an. Er hatte für uns sämtlich vorhandenen Unterlagen vorbereitet.

Fünf Ordner mit Aussagen, Protokollen, Obduktionsbefunden, Tatortfotos.

Als ich die Aufnahmen sah, drehte sich mir der Magen um. Ich werde mich wohl nie an einen solchen Anblick gewöhnen.

Obgleich ich mich normalerweise stets gut unter Kontrolle habe, konnte ich beim Betrachten der Fotos nicht vermeiden, daß ein unbändiger Zorn in mir aufwallte.

Zu grausam hatte die Bestie gewütet.

Ich warf Suko einen kurzen Blick zu. Meinem Partner erging es nicht anders. Sein Gesicht, ansonsten zumeist ausdruckslos, zeigte deutlich Erregung.

»Den müssen wir kriegen, John«, knurrte Suko, während er den letzten Ordner zuklappte. »Und zwar so schnell wie möglich.«

Das war ein guter Vorsatz.

Aber wie sollte man ihn ausführen? Wir hatten das Ende des roten Fadens, den es in jedem Fall gibt, noch nicht gefunden.

Orfeu Calamasse schloß die Ordner weg. »Ich wollte, ich hätte Sie schon viel früher gebeten, sich dieses Falles anzunehmen, Oberinspektor«, sagte er zerknirscht. »Vielleicht wären einige Opfer dann noch am Leben. Aber Sie sind ja selbst Polizist. Sie wissen, wie es manchmal geht. Zuerst ist es nur ein Mord. Man verbeißt sich sofort in den Fall, aber bevor man noch einen Schritt weitergekommen ist, passiert das zweite Kapitalverbrechen. Man verdoppelt seine Anstrengungen, will nicht wahrhaben, daß man gerade diesmal ansteht… Und ehe man sich versieht, ist einem der ganze Fall über den Kopf gewachsen.«

Ich wollte dem Kommissar beipflichten, kam aber nur zu einem Nicken.

Dann schlug das Telefon auf Calamasses Schreibtisch an. Der Kommissar griff nach dem Hörer.

Einen Augenblick später erschrak er zutiefst.

Als er den Hörer auf die Gabel zurücklegte, sah er meinen Partner und mich betroffen an.

»Ein neuerlicher Ritualmord. Soeben wurde die Leiche gefunden!«
Ich hatte plötzlich das Gefühl, Eiswasser würde durch meine Adern rinnen.

***

Die Lifttüren glitten lautlos auseinander. Carlos Lava trat mit angespannten Zügen aus dem Fahrstuhl. Boden und Wände des Ganges waren mit einem dunkelgrünen Teppich belegt.
Der Chefportier schritt mit geschmeidigen Bewegungen den Gang entlang. Eine Tür öffnete sich.
Der gespannte Ausdruck in Lavas Gesicht wich einem warmen, freundlichen Lächeln. Der Mann, der soeben sein Zimmer verließ, gab das Lächeln zurück. Er nickte dazu und verschwand in Richtung Fahrstuhl.
Carlos Lava erreichte die Tür von Sukos Zimmer. Er blieb stehen, schob die Hand in die Tasche seiner Livree.
Als er den Generalschlüssel herausholen wollte, kam ein Zimmermädchen angetrippelt. Lava setzte eine ernste Miene auf.
»Dreisiebenundvierzig schon fertig?« fragte er schroff.
»Noch nicht. Ich hatte noch keine Zeit«, sagte das dunkelhaarige Mädchen, das Lava nur bis an die Brust reichte.
»Noch keine Zeit«, knurrte der Chefportier. »Wenn ich das schon höre. Da wird mit dem Koch, mit dem Pagen und wer weiß, mit wem noch herumgeschäkert, aber für die Arbeit bleibt keine Zeit.«
Das Zimmermädchen wurde rot. Lava hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Mit gesenktem Blick versprach das Mädchen, sich sofort um »Dreihundertsiebenundvierzig« zu kümmern, und eilte davon.
Kaum war sie weg, da holte der Chefportier den Generalschlüssel aus seiner Tasche. Rasch trat er an die Tür.
Schnell schob er den Schlüssel ins Schloß. Hastig trat er ein. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er auf.
Dann ließ er die Maske, die er üblicherweise trug, fallen. Ein gemeiner Ausdruck kerbte sich um seine Lippen.
Mitleidlos und haßerfüllt blickten seine Augen. Nun sah man ihm an, daß er ein Diener des Bösen war.
Mit großen Schritten durchquerte er das Zimmer. Er beachtete die Gegenstände nicht, die Suko gehörten. Nichts davon berührte er.
Der Chinese sollte nicht merken, daß sich während seiner Abwesenheit jemand in seinem Zimmer befunden hatte.
Carlos Lava trat ans Fenster. Mit einer raschen Handbewegung fegte er die Gardine zur Seite. Dann holte er die schwarzmagische Kreide aus der Tasche und setzte diese ans Glas.
Mit wenigen Strichen zeichnete er das Sigill – einen stilisierten Teufelskopf. Sobald das getan war, verließ Lava Sukos Zimmer wieder.

Nichts weiter mußte er mehr tun.

Alles andere würde wie von selbst passieren. Die Zauberkraft der schwarzmagischen Kreide in Verbindung mit dem Sigill würde eine vernichtende Wirkung erzielen.

Suko war jetzt schon so gut wie erledigt…

***

Der blonde Mann lag im Straßengraben. Den Papieren zufolge, die man bei ihm gefunden hatte, war sein Name Alf Lechenberg. Er stammte aus Deutschland, hatte aber eine brasilianische Arbeitserlaubnis.

Er sah genauso aus wie die Toten, von denen uns Orfeu Calamasse in seinem Büro Fotos gezeigt hatte.

Auch auf Lechenbergs Stirn war ein blutiges T zu sehen.

Verdammt, niemand wußte, was dieses T zu bedeuten hatte. Kommissar Calamasse winkte den Polizeiarzt Herbei.

»Wie lange ist der Mann schon tot?« fragte er.

»Nicht länger als eine Stunde«, antwortete der Arzt.

»Wer hat die Leiche gefunden?« fragte ich auf englisch, denn meine Portugiesischkenntnisse beschränken sich auf »Guten Tag« und »Hallo!«

Der Arzt wies auf einen großen, kräftigen Mann.

Calamasse holte ihn. Der Mann war Lastwagenfahrer. Er war auf dem Weg nach Rio gewesen, als er plötzlich im Straßengraben einen Menschen liegen gesehen hatte.

Er stoppte sofort, wollte helfen, aber da war nichts mehr zu tun. Calamasse erkundigte sich, ob der Mann irgendeine wichtige Wahrnehmung gemacht hatte. Der Fahrer verneinte. Calamasse entließ ihn mit einem mürrischen Kopfnicken.

Beamte durchstreiften das Dickicht, das an die Straße grenzte. Orfeu Calamasse wies auf sie und sagte grimmig: »Sie werden wieder nichts finden. Es ist zum Aus-der-Haut-Fahren!« Sein Englisch war nicht berühmt, aber ich konnte ihn gut verstehen.

Ein roter Javelin hielt auf der gegenüberliegenden Fahrbahn. Aus dem Wagen stieg ein bildhübsches brünettes Mädchen. Eine strahlende Schönheit. Etwa einundzwanzig Jahre alt, elegant gekleidet und beachtlich gut entwickelt.

Sie hatte einen Fotoapparat bei sich.

Ich wies mit dem Kinn auf sie und fragte den Kommissar: »Kennen Sie die?«

»Ihr Vorname ist Zsa Zsa. Sie ist Ungarin. Arbeitet als Reporterin für irgendein ausländisches Käseblatt.«

Der in die Kamera eingebaute Blitz flammte einige Male auf. Zsa Zsa machte ihre Aufnahmen von dem Toten.

Niemand hinderte sie daran.

Nachdem die Ungarin genug geknipst hatte, kam sie auf uns zu. Ich schien ihr zu gefallen, denn sie blickte mir länger in die Augen als Suko und Calamasse. Der Kommissar begrüßte die Reporterin wie eine gute Bekannte.

Er machte Suko und mich mit ihr bekannt. Als sie hörte, daß ich vom Yard war und in diesem Fall mitzumischen gedachte, vervielfachte sich ihr Interesse für meine Person.

Es ergab sich irgendwie, daß Suko und Calamasse mich mit dem atemberaubenden Mädchen allein ließen.

»Haben Sie schon eine Idee, wie Sie die Sache anpacken wollen, Oberinspektor?« fragte die Reporterin. Ihr Englisch war fast lupenrein.

»Ehrlich gesagt, ich bin aus den Startlöchern noch nicht rausgekommen«, gab ich zu.

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

»Sie?« fragte ich verwundert. Mir fiel auf, daß sie bernsteinfarbene Augen hatte. Ihr Gesicht hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem einer Katze.

Zsa Zsa wies auf den Toten. Sie mußte einen harten Kern haben, denn der Anblick der Leiche schien sie nicht zu erschüttern.

»Ich weiß zum Beispiel, was dieses T zu bedeuten hat«, sagte die Reporterin zu meiner Verwunderung.

»Lassen Sie hören«, verlangte ich hastig.

»Es ist der Anfangsbuchstabe eines Namens.«

»Welchen Namens?«

»Tarantoga.«

»Noch nie gehört. Wer ist Tarantoga?«

»Er ist ein Dämon. Der Herrscher über das Böse in Rio. Möchten Sie mehr über Tarantoga erfahren?«

»Was für eine Frage? Selbstverständlich!«

»Mein Wagen steht dort drüben«, sagte Zsa Zsa. »Ich wohne nicht weit von hier. Ein Gespräch auf der Straße ist mir zu unbequem. Wenn Sie möchten, könnten wir zu mir nach Hause fahren und uns bei einem Drink über Tarantoga unterhalten.«

Sie wollte sich umdrehen und zu ihrem Wagen gehen. Ich hielt sie am Arm fest. »Moment, Zsa Zsa.«

»Ja, John?«

»Wieso weiß Kommissar Calamasse nichts von Tarantoga?«

»Ich habe mit ihm nicht darüber gesprochen.«

»Warum nicht?«

»Ich war der Auffassung, daß er mit diesem Wissen nichts anfangen könnte. Sie hingegen halte ich für würdig, informiert zu werden.«

»Oh, vielen Dank.«

»Gehen wir nun?«

»Ich muß nur noch rasch meinem Partner Bescheid sagen.«

»Also, wenn Sie die Absicht haben, den Chinesen mitzunehmen…« Zsa Zsa brach ab. Was sie gesagt hatte, hatte enttäuscht geklungen. Sie wollte mit mir allein sein. Ich hielt sie für eine von diesen Emanzen, die die Initiative an sich reißen, wenn ihnen ein Mann gefällt.

»Keine Sorge«, erwiderte ich lächelnd. »Suko wird nicht mitkommen.«

Darüber war Zsa Zsa sichtlich erfreut. Ich begab mich zu meinem Freund und sagte ihm, was ich vorhatte.

Suko grinste. »Junge, sieh dich vor. Es heißt, daß die Ungarinnen scharf wie Paprika sind. Wenn sie dich vernascht, bin ich verpflichtet, Jane Collins davon in Kenntnis zu setzen.«

Mit gespieltem Ernst sagte ich: »Und so etwas nennt sich Freund. Pfui Teufel.«

»Ich bin schließlich auch Janes Freund.«

»Pharisäer«, sagte ich und kehrte zu Zsa Zsa zurück. Suko wußte, daß ich mich im Hause der Ungarin wie ein Gentleman verhalten würde. Jane konnte mir vertrauen. Auch dann, wenn uns Tausende Meilen trennten.

Wir überquerten die Straße.

Ich stieg zu der Reporterin in den Wagen.

Zsa Zsa wendete.

Die Fahrt dauerte nicht länger als fünf Minuten. Das Haus der Ungarin war klein. Es war im Bungalowstil errichtet und lag am Stadtrand von Rio.

Im Living-room fühlte ich mich auf Anhieb wohl. Ich nahm in einem weichen Sessel Platz, als Zsa Zsa mich dazu aufforderte.

Sie fragte mich, was ich trinken wollte. Ich entschied mich für einen kleinen Scotch mit viel Eis und noch mehr Soda.

Zsa Zsa mixte sich einen Martini. Sie setzte sich auf die Couch mir gegenüber, und es blieb nicht aus, daß wir über sie und ihre kurze Vergangenheit sprachen.

Ihren Eltern war vor fünfzehn Jahren die Flucht aus Ungarn geglückt. Brasilien war das Ziel der Emigranten gewesen. Als Zsa Zsa achtzehn geworden war, waren ihre Eltern bei einem Autounfall ums Leben gekommen…

Ich ertappte mich dabei, daß ich dem Mädchen kaum zuhörte. Meine Gedanken schweiften ab. Mich interessierte Zsa Zsas Lebenslauf nicht.

Jedenfalls nicht jetzt. An einem anderen Tag, zu einer anderen Stunde, hätte ich ihm gewiß mehr Interesse entgegengebracht.

Doch im Augenblick beschäftigte mich nur eines: Tarantoga – der Dämon von Rio!

Zsa Zsa bemerkte schon bald, daß sie zuviel über sich redete. Lächelnd entschuldigte sie sich deswegen.

»Sie sind nicht hier, um meine Lebensgeschichte zu hören, sondern weil Sie mehr über Tarantoga erfahren wollen.«

Ich nickte.

Hinter der Ungarin hing eine alte Streitaxt an der Wand. Ein äußerst dekoratives Stück. Sicherlich sehr wertvoll.

»Also«, begann Zsa Zsa. Sie nippte kurz an ihrem Martini. »Im Norden von Rio de Janeiro gibt es einen Friedhof. Davor ragt eine Dämonenmauer auf. In ihr soll der Geist von Tarantoga wohnen. Viele Menschen suchen diese unheimliche Stätte täglich auf. Sie überwinden ihre große Angst, um dem Dämon ihre Opfergaben zu überbringen, die ihn friedlich stimmen sollen. Tarantoga kann sehr grausam sein…«

»Jeder Dämon ist grausam«, sagte ich. Ich wußte, wovon ich sprach.

»Tarantoga hat sich hier in Rio um die Hölle verdient gemacht. Man sagt, daß seine aufsehenerregenden Taten dem Fürsten der Finsternis gefallen haben. Nun hat der Höllenfürst beschlossen, Tarantoga mit höheren Aufgaben zu betrauen. Das bedeutet: er wird Tarantoga aus Rio abziehen. Sein Platz wird frei…«

»Wer bekommt ihn? Wer wird an Tarantogas Stelle treten?«

»Derjenige, der sich diesen Platz mit sieben Seelen erkauft«, antwortete Zsa Zsa auf meine Frage.

Jetzt wurde mir vieles klar. Der Mörder, den ich zur Strecke bringen sollte, widmete die Seelen seiner Opfer Tarantoga, dessen Nachfolger er werden wollte.

Sechs Seelen hatte sich der Unhold bereits geholt. Es fehlte ihm nur noch eine. Dann konnte er die Herrschaft über das Böse von Rio antreten.

Ein Mord fehlte noch.

Wann würde der Unbekannte ihn begehen? Noch in dieser Nacht? Bisher hatte der Mörder noch nie zweimal in einer Nacht zugeschlagen. Aber war das eine Regel, an die er sich halten würde?

Zsa Zsa hatte mir die Augen geöffnet. Ich war ihr dankbar dafür. Sie erhob sich, stellte ihr Martiniglas weg.

Ich wollte mehr hören, doch sie sagte: »Du weißt jetzt genug, John Sinclair.« Sie lächelte mich sphinxenhaft an. »Aber du wirst mit deinem Wissen nichts mehr anfangen können.«

Das klang plötzlich hart und spröde.

Ich blickte die Ungarin erstaunt an. Haß loderte mit einemmal in ihren Augen. Ja, sie haßte mich!

»Du bist in die Falle gegangen, John Sinclair!« sagte sie fauchend. »Und nun wirst du sterben.«

Ich sprang auf.

Zsa Zsa riß die Streitaxt von der Wand. »Im Namen der Hölle!« schrie sie.

Und dann stürzte sie sich auf mich…

***

Suko kehrte ins Hotel zurück. Er überlegte kurz, ob er noch in die Hotelbar gehen sollte. Da er aber allein nicht zu trinken gewohnt war, holte er sich seinen Zimmerschlüssel.

»Haben Sie Interesse an einer Nachtfahrt zum Corcovado?« erkundigte sich der Chefportier.

Suko schüttelte lächelnd den Kopf. »Ein andermal vielleicht. Heute habe ich nur noch den Wunsch, mich flachzulegen und abzuschalten.«

»Das verstehe ich. Es ist Ihr erster Tag in Rio. Es stürmt zuviel auf einmal auf einen ein, nicht wahr?«

Suko dachte an Alf Lechenberg und erwiderte: »Das kann man wohl sagen.« Er steuerte den Fahrstuhl an.

Die Türen öffneten sich. Eine Frau stand im Lift. Sie schob einen Mann im Rollstuhl heraus. Suko wartete, bis für ihn Platz war, drückte dann auf den Etagenknopf, und wenig später stand er vor seiner Zimmertür.

Ohne Eile schloß er auf.

Den Schlüssel ließ er auf die Ablage unter dem Spiegel fallen. Er schaltete das Licht ein und entnahm dem Kühlschrank eine Dose Bier.

Während er trank, beschlich ihn ein seltsames Gefühl, das er sich nicht erklären konnte.

Beunruhigt blickte er sich um. Im Raum hatte sich während seiner Abwesenheit nichts verändert. Wodurch aber wurde dieses eigenartige Gefühl hervorgerufen?

Suko warf die leere Dose in den Abfallkübel. Mißtrauisch trat er vor den Schrank. Seine Züge wurden hart. Blitzschnell faßte er nach dem Griff.

Er riß die Tür auf, seine Karatefaust schoß vor…

Doch sie traf niemanden.

Sukos Nackenhaare sträubten sich. Das war immer ein sicheres Zeichen dafür, daß Gefahr drohte.

Aber Gefahr von wo?

Niemand war im Zimmer. Alles war friedlich. Es gab kein verräterisches Geräusch, dessentwegen sich Suko Sorgen zu machen brauchte.

Es schien alles in bester Ordnung zu sein.

Das Gegenteil war jedoch der Fall. Als Suko die Schranktür zuklappte, verstärkte sich sein unerklärbares Unbehagen.

Eine kalte Strömung schien durch den Raum zu ziehen. Vom Fenster her kommend. Der Blick des Chinesen richtete sich dorthin.

Plötzlich sah er es.

Jemand hatte ein Sigill an die Fensterscheibe gezeichnet. Und diese stilisierte Teufelsfratze hatte in dem Augenblick zu leben angefangen, wo Suko das Zimmer betreten hatte.

Rot glühten die schwarzmagischen Striche auf dem Glas.

Der Teufelskopf schien zu pulsieren. Seine Oberfläche warf Blasen. Gleichzeitig wuchs er. Innerhalb weniger Sekunden verdoppelte er seine Größe.

Suko erkannte, daß es zu spät war, das Sigill abzuwischen. Vielleicht wäre ihm das noch gelungen, wenn er es gleich nach dem Betreten des Raumes versucht hätte.

Jetzt war die entfaltete Höllenkraft nicht mehr zu brechen.

Das Sigill schien mit einemmal vom Glas abzublättern. Vollflächig hob es ab. Suko hörte ein schmatzendes Geräusch, als sich die stilisierte Teufelsfratze vom Fenster löste.

Das Satanszeichen schwebte durch die Gardine. Noch war es nur zweidimensional. Aber auch das änderte sich innerhalb eines einzigen Augenblicks. Schlagartig wurde das Sigill dreidimensional.

Und es wuchs zu einer bedrohlichen Größe heran. Brodelnde Glut überzog den Teufelsschädel, der nun schon so groß wie Suko war.

Bis auf zwei Yard schwebte das Satansgebilde an den Chinesen heran. Von den schwarzen Augenschächten ging eine hypnotische Kraft aus, der sich Suko nur mühsam widersetzen konnte.

Einige Sekunden hing die gefährliche Erscheinung unbeweglich im Raum.

Doch dann griff das Sigill an.

Weit riß es seinen teuflischen Rachen auf. Flammen schlugen Suko daraus entgegen und nahmen ihm den Atem.

Der Chinese warf sich zur Seite. Das Maul der Teufelsfratze verfehlte ihn. Er wirbelte herum und trat nach der Höllenerscheinung.

Sein Bein raste durch das Sigill hindurch. Nicht den geringsten Widerstand spürte er. Daraufhin schlug Suko mit seinen Karatefäusten nach der Teufelsfratze.

Jeder Hieb verpuffte wirkungslos. Das Sigill war ein körperloses Wesen. Aber es wäre falsch gewesen, die Fratze als Trugbild abzutun.

Abermals riß der glühende Satan sein Maul auf.

Erneut brachte sich Suko mit einem kraftvollen Sprung in Sicherheit. Aber dann stolperte er über die Teppichbrücke, die neben seinem Bett lag, und stürzte.

Kaum lag er auf dem Boden, da raste das Sigill mit einem markerschütternden Triumphschrei auf den Chinesen zu.

Suko stieß die Arme abwehrend nach oben. Gebannt blickte er in den Höllenrachen, der sich vor ihm auftat. Er befürchtete das Schlimmste.

Und schon passierte es: Der Höllenschlund verschlang ihn mit Haut und Haaren!

***

»Ich werde dich töten, John Sinclair!« fauchte Zsa Zsa. Mir war

mittlerweile klargeworden, daß ich es hier mit einer gefährlichen Hexe zu tun hatte.
»Ihr werdet beide in dieser Nacht sterben!« zischte die Reporterin. »Du und dein Partner Suko! Den Chinesen wird in seinem Hotelzimmer ein Sigill verschlingen! Ihr beide werdet euch erst in der Hölle wiedersehen!«
Ich ging in Abwehrstellung.
Zsa Zsa kam mit erhobener Streitaxt auf mich zu.
»In wessen Auftrag handelst du?« wollte ich wissen. Ich ließ die Hexe keine Sekunde aus den Augen. »Für Tarantoga?«
»Nicht für Tarantoga. Der verläßt Rio. Ich stehe bereits im Dienst seines Nachfolgers!«
»Wer ist das?« fragte ich.
Die Hexe lachte boshaft. »Das möchtest du gern wissen, was? Aber ich sag's dir nicht. Eine Ungewißheit soll dir bleiben. Sie wird dich bis zu deinem Ende quälen!«
Schritt um Schritt wich ich zurück. Bis ich mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Triumph flackerte in Zsa Zsas bernsteinfarbenen Augen.
Jetzt holte die Teufelsbraut zum tödlichen Schlag aus. Ich duckte mich, unterlief den Hieb.
An und für sich widerstrebt es mir, gegen ein Mädchen zu kämpfen. Doch in diesem Fall ging es um mein Leben.
Ich war gezwungen, mich zu verteidigen.
Meine Faust traf die Hexe. Die Axt krachte gegen die Wand. Verputz spritzte nach allen Seiten davon.
Zsa Zsa stieß einen heiseren Wutschrei aus. Ich setzte einen Judowurf an, hebelte das Mädchen aus und warf es zu Boden.
Wie ein Gummiball federte Zsa Zsa jedoch sofort wieder hoch. Und wieder attackierte sie mich mit ihrer Streitaxt.
Schwitzend sprang ich zwischen den kraftvoll geführten Hieben hin und her. Die Axt verfehlte mich mehrmals nur um Haaresbreite.
Ich versuchte, dem Mädchen die Waffe zu entreißen, doch in Zsa Zsa befand sich die Kraft der Hölle.
Die Hexe war zwar kleiner als ich, aber kräftemäßig war sie mir weit überlegen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie mir mit ihrer verfluchten Streitaxt den Schädel spaltete.
Als ich mich erneut aus der Defensive katapultierte, sichelte sie mir die Beine fort.
Ich fiel.
»Jetzt!« schrie die Hexe vor Vergnügen. »Jetzt, Sinclair!«
Mit ungeheurer Wucht raste die Axt auf mich zu. Buchstäblich im allerletzten Moment gelang es mir, zur Seite zu rollen.
Tief hackte sich die Schneide der Axt in den Holzboden. Zornig wegen des Fehlschlages riß Zsa Zsa die Streitaxt mit einem Ruck aus

dem Holz.
Schon schwang sie die Waffe zum nächsten Hieb hoch. Diesmal schien sie es schaffen zu können. Meine Kopfhaut zog sich zusammen.
Meine Gedanken überschlugen sich, während das Beil den höchsten Punkt erreichte.
War ich wirklich verloren?
Sah so mein Ende aus? Würde die Hexe mir nun den Schädel spalten?
Plötzlich kam mir der rettende Gedanke. Das Kreuz!
Ich trage das Kreuz der Erzengel an einer Kette um den Hals. Es ist aus Silber, und die Mächte des Lichts befinden sich in ihm.
Zsa Zsa war eine Hexe. Eine Teufelsbraut. Der Anblick eines Kruzifix mußte ihr unerträglich sein. Meine Hände zuckten zum Hemd. Keuchend riß ich es auf. Die Knöpfe sprangen ab.
Lichtreflexe tanzten auf dem silbernen Kreuz.
Als die Hexe das Symbol des Guten sah, erstarrte sie. Sie hatte auf einmal nicht mehr die Kraft, den tödlichen Schlag auszuführen.
Wie vom Donner gerührt, stand sie da.
Grauen und Panik verzerrten ihr hübsches Gesicht. Zsa Zsa warf die Streitaxt fort. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, wankte zurück. Ihre Hände waren abwehrend hochgehoben.
Der Anblick meines Silberkreuzes, das obendrein auch geweiht war, bereitete der Hexe körperliche Schmerzen.
Ihr Atem ging stoßweise.
Sie hielt es in der Nähe meines Kruzifix nicht mehr aus.
Schreiend stürmte sie davon.
Mit langen Sätzen stürzte sie aus dem Haus. Ich sprang auf. Zsa Zsa sollte nicht so billig davonkommen. Ich wollte sie mir schnappen.
Kalte Schweißperlen rannen mir in die Augen. Das brannte lästig. Ich achtete nicht darauf. Im Sturmlauf jagte ich hinter der Hexe her.
Sie hatte mir vieles erzählt, aber nicht alles. Wenn es mir gelang, sie zu stellen, würde sie mir alles über Tarantogas Nachfolger erzählen müssen.
Mit wenigen Schritten hatte ich die Diele durchquert. Die Haustür stand offen. Ich sah Zsa Zsa.
Die Hexe floh in den nahen Wald. Ihr brünettes Haar wehte wie eine Fahne hinter ihrem Kopf.
Ich beschleunigte mein Tempo und… prallte mit voller Wucht gegen ein unsichtbares Hindernis.
Teufel, die Hexe hatte trotz ihrer Eile nicht vergessen, eine magische Wand zu errichten. Ich war benommen.
Der Aufprall war schmerzhaft gewesen. Wenn ich gegen eine Betonwand gerannt wäre, wäre es dasselbe gewesen.
Mit zusammengebissenen Zähnen kämpfte ich die Schmerzwelle nieder, die mich durchraste. Dann packte ich mein geweihtes

Silberkruzifix und trat damit auf die magische Wand zu.

Sobald das Kreuz mit dem unsichtbaren Hindernis in Berührung kam, knirschte und knisterte es vor mir.

Und dann zersprang die magische Wand mit einem singenden Ton. Klirrend fielen die unsichtbaren Scherben zu Boden.

Nichts hinderte mich mehr daran, das Haus der Hexe zu verlassen. Aber es waren wertvolle Sekunden vergangen.

Sekunden, die Zsa Zsa auf ihrer Habenseite verbuchen konnte. Die Braut des Teufels nützte diesen Zeitvorteil gut.

Ich rannte dorthin, wo ich sie im Wald verschwinden gesehen hatte. Mit grimmiger Miene lief ich zwischen Bäumen und Büschen hindurch.

Farne reichten mir bis an die Knie. Wurzeln schienen mich mit voller Absicht zu Fall bringen zu wollen.

Ich wollte mich nach einem Geräusch orientieren, deshalb blieb ich stehen. Ich hielt den Atem an, lauschte.

Aber das einzige, was ich hörte, war mein heftig schlagendes Herz. Zsa Zsa schien vom Erdboden verschluckt worden zu sein.

Ich versuchte ihre Spur mit Hilfe meines geweihten Kreuzes wiederzufinden. Ich nahm das Kruzifix ab und ließ es an der Kette knapp über den Farnen pendeln.

Doch Zsa Zsa schien ihre Spur mit magischer Zauberkraft verwischt zu haben. Es war mir unmöglich, sie zu entdecken.

Enttäuscht machte ich kehrt.

Als ich das Haus der Hexe erreichte, schoß mir plötzlich durch den Kopf, was Zsa Zsa mir verraten hatte: ein Sigill würde Suko verschlingen!

Mir rieselte es kalt über die Wirbelsäule. Mein chinesischer Partner brauchte Hilfe. Allein würde er mit dem Teufelsmal wohl kaum fertig werden.

Ich sah mich um.

Dort stand Zsa Zsas roter Javelin. Ich überlegte nicht lange, lief zu dem Fahrzeug, sprang hinein und raste los.

***

Obwohl ortsunkundig, glaube ich doch, daß ich das Hotel in Rekordzeit erreichte. Ich stoppte den Javelin mit Kraft.

Der Wagen rutschte mehrere Yards über den Asphalt des Parkplatzes. Gleich nachdem er stand, war ich mit einem Satz aus dem Fahrzeug und schon unterwegs zum Hoteleingang.

Ein Mann mit Oberlippenbart kam mir in die Quere. Ich hätte ihn beinahe umgerannt.

»Sorry«, keuchte ich und hetzte an ihm vorbei. Er schaute mir verwundert nach und schüttelte verständnislos den Kopf.

Er konnte nicht wissen, daß ich mir große Sorgen um meinen Freund machte. Und das mit vollem Recht.

Wie ein Dieb auf der Flucht durcheilte ich die Hotelhalle. Carlos Lava, der Chefportier, schien sich über mein Erscheinen maßlos zu wundern.

Ich beachtete ihn nicht, erreichte den Fahrstuhl, sprang in die Kabine, hinauf ging's mit mir.

Oben angekommen, öffneten sich die Lifttüren.

Und dann traf es mich wie ein Keulenschlag!

Ich sah ein glühendes Etwas. Es war so groß wie ein Mensch. Er schwebte, war ein Kopf. Eine Teufelsfratze.

Sie kam aus Sukos Zimmer, Als das lebende Sigill mich erblickte, stieß es ein feindseliges Fauchen aus.

Sein Maul öffnete sich. Flammen schlugen mir entgegen. Ich wußte nicht, welches Schicksal Suko ereilt hatte.

Ich hatte auch keine Zeit, in diesem Moment an meinen Partner zu denken, denn nun war mein eigenes Leben in höchstem Maße bedroht.

Das Sigill, das zuerst die Absicht gehabt hatte, sich in entgegengesetzte Richtung davonzustehlen, hatte sich mir zugewandt und griff mich auch sofort an.

Suko lebte vielleicht schon nicht mehr. Und nun wollte diese Teufelsfratze mich vernichten.

Das Satansgesicht war ständig in Bewegung. Der riesige Schädel schwebte auf mich zu. Meine Hand zuckte zur Schulterhalfter.

Ich riß die Beretta heraus, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Ehe mich das Sigill attackieren konnte, brachte ich meine Waffe in Anschlag. Die stilisierte Teufelsfratze riß ihr abscheuliches Maul auf.

Das glühende Biest wollte mich verschlingen.

Aber dazu kam es nicht, denn ich zielte auf die Stirn der dämonischen Erscheinung und drückte augenblicklich ab.

Der Schuß peitschte.

Das geweihte Silbergeschoß stanzte ein Loch in den Teufelsschädel. Die Wirkung war verblüffend: das Sigill zerplatzte wie eine Seifenblase, die gegen ein Hindernis stößt.

Der riesige Feuerball war von einem Moment zum andern nicht mehr vorhanden. Er war weg. Man konnte ihn nicht mehr sehen.

Es gab ihn nicht mehr.

Und vor mir, auf dem Boden, lag Suko mit schmerzverzerrtem Gesicht!

***

Suko war bewußtlos. Es war ein hartes Stück Arbeit für mich, diesen schweren Brocken hochzuhieven und in sein Zimmer zu schleppen.

Ächzend warf ich ihn auf sein Bett. Überall im Zimmer entdeckte ich Kampfspuren. Ich öffnete Sukos Hemd, um ihm Erleichterung zu verschaffen.

Auf dem Gang wurde es lebendig. Natürlich war der Schuß nicht ungehört geblieben. Es kam zu einem kleinen Auflauf, an dem auch ich mich beteiligte, damit die Hotelgäste nicht auf die Idee kamen, ich hätte geschossen.

Ich trat aus Sukos Zimmer und tat reichlich verwundert. Ein wohlgenährter Amerikaner trat auf mich zu.

»Haben Sie das auch gehört, Mister?«

Ich nickte. »Hörte sich an wie ein Schuß.«

»Ich habe in Korea und Vietnam gekämpft. Ich sage Ihnen, das hörte sich nicht nur wie ein Schuß an, das war auch einer.«

»Und wer hat geschossen?« fragte ich.

»Niemand weiß es.«

»Wurde jemand verletzt?«

»Anscheinend nicht.«

»Sonderbar«, sagte ich.

»Yeah«, dehnte der Amerikaner. »Reichlich sonderbar.«

Der Hotelmanager erschien. Die Gäste bestürmten ihn. Sie redeten alle auf einmal auf ihn ein, so daß er nichts verstehen konnte. Um es kurz zu machen: Bei der ganzen Geschichte kam nichts heraus.

Der Manager äußerte den Verdacht, daß sich jemand einen Scherz erlaubt habe, indem er einen Feuerwerkskörper zur Explosion gebracht hätte.

»Das wird es wohl gewesen sein«, sagte ich laut und vernehmlich, und die Hotelgäste schluckten es.

Der Auflauf zerbröckelte. Friede kehrte in unsere Etage ein. Ich begab mich wieder in Sukos Zimmer.

Mein Partner schlug im gleichen Moment verwirrt die Augen auf. Als ich mich über ihn beugte, zuckte er heftig zusammen.

Ich grinste. »Du tust ja so, als sähe ich aus wie Frankensteins Monster.«

»John!« stieß Suko erstaunt hervor. Er setzte sich mit einem jähen Ruck auf. Sein Blick schweifte unruhig durch den Raum.

»Wenn du das Sigill suchst, das existiert nicht mehr«, sagte ich. »Ich habe es kaputtgeschossen.«

Der hünenhafte Chinese mit dem schütteren schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haar atmete erleichtert auf.

»Ich dachte, mein letztes Stündchen habe geschlagen«, gestand Suko. Er erzählte, was vorgefallen war.

Und ich ergänzte mit dem Ereignis, das sich nach Sukos Ohnmacht abgespielt hatte.

Danach wollte mein Partner wissen, was sich im Hause von Zsa Zsa

ereignet hatte. Als er erfuhr, daß die Ungarin eine Hexe war, die mir nach dem Leben getrachtet hatte, riß mein Freund die Schlitzaugen auf.

»Der Fall beginnt turbulent zu werden«, sagte er mit belegter Stimme.

Er erfuhr nun alles das, was mir Zsa Zsa erzählt hatte. Ich erwähnte Tarantoga, die Dämonenmauer im Norden von Rio, daß Tarantogas Platz frei werden würde, und daß derjenige zu Tarantogas Nachfolger werden würde, der sich diesen Platz mit sieben Seelen erkaufte.

Sechs Seelen hatte der teuflische Kronprinz dem Dämon von Rio bereits zum Geschenk gemacht. Es fehlte nur noch eine, dann würde es in dieser Stadt zum Machtwechsel kommen.

»Wer dieser Thronfolger ist, hat Zsa Zsa dir nicht verraten?« fragte Suko.

»Leider nein.«

»Wir sollten Kommissar Calamasse informieren«, schlug Suko vor. »Wenn die Polizei nach Zsa Zsa fahndet…«

Ich nickte. »Schon überredet.«

Sukos Vorschlag war tatsächlich nicht schlecht. Wenn es der Polizei gelang, die Hexe festzusetzen, würde ich mich anschließend mit meinem Silberkreuz um sie kümmern. Dann würde sie auch das letzte Geheimnis preisgeben müssen. Mit dem Kreuz konnte ich sie dazu zwingen.

Ich begab mich zum Telefon.

Als ich meine Hand nach dem Hörer ausstreckte, klopfte jemand an die Tür. Suko und ich wechselten einen raschen Blick.

Mein Partner wollte sich erheben. Ich deutete ihm, auf dem Bett zu bleiben, und ging zur Tür.

Ich öffnete sie.

Carlos Lava stand draußen. Sein Gesicht war haßverzerrt. Ein böses Feuer flackerte in seinen Augen. Die erhobene Hand hielt ein Messer, das eine verflucht lange Klinge hatte.

Ich erkannte sofort, daß ich einen Besessenen vor mir hatte!

***

Augenblicklich stürzte sich der Chefportier auf mich. Ich sprang zurück. Er setzte nach, gab der Tür einen Tritt. Sie knallte zu.

Das Messer fegte von oben herab. Ich zuckte zur Seite. Die Klinge verfehlte mich nur knapp. Carlos Lava stach gleich wieder zu.

Meine Handkante traf sein Handgelenk. Der Mann schien keinen Schmerz zu spüren. Jeder andere hätte das Messer fallen gelassen.

Carlos Lavas Finger umschlossen den Hartholzgriff jedoch so fest wie Stahlklammern. Immer wieder säbelte er mit dem Ding durch die Luft.

Alle meine Konterschläge blieben ohne Wirkung. Carlos Lava schien unverwundbar zu sein. Und er verfügte über übernatürliche Kräfte.

Meine Schnelligkeit nützte mir nur wenig. Der Bessene drängte mich mehr und mehr zurück. Er manövrierte mich in eine Ecke.

Als ich nach keiner Seite mehr ausweichen konnte, lachte Lava höhnisch. »Jetzt geht's dir an den Kragen, Sinclair!« knurrte er.

Er holte zum Todesstoß aus.

Im selben Moment sprang Suko auf. Der Chinese warf sich auf den Besessenen. Mit beiden Händen packte Suko zu.

Er riß Carlos Lava zurück. Mit einem wütenden Schrei wirbelte der Chefportier herum. Das Messer sauste auf Sukos Bauch zu.

Mein Partner schnellte sich zur Seite.

Jetzt war ich wieder am Zug. Es wäre doch gelacht gewesen, wenn wir beide den Besessenen nicht hätten niederringen können.

Zu zweit brachten wir Carlos Lava aus dem Gleichgewicht. Er fiel. Wir beschleunigten den Fall mit einem wuchtigen Schlag.

Bevor Carlos Lava sich wieder erheben konnte, warf sich der schwere Chinese auf ihn.

»Halt ihn fest!« rief ich meinem Freund zu.

Lava gebärdete sich wie ein Irrer. Er trat und schlug um sich. Er bäumte sich wild unter Suko auf.

Er versuchte meinen Partner zu beißen. Er spuckte Suko ins Gesicht. Doch Suko blieb wie ein mächtiger Felsblock auf dem Besessenen liegen.

In großer Eile nahm ich mein Kreuz ab.

Warme Impulse strömten davon über in meine Hand.

Als Carlos Lava das Kruzifix sah, stieß er einen markerschütternden Schrei aus. Panik flackerte in seinen Augen.

»Nein!« schrie er. »Nein! Neiiin!«

Jetzt öffnete sich seine Hand. Das Messer entglitt seinen Fingern. Ich beförderte es mit einem Tritt aus der Reichweite des Bessenen.

Lava drehte den Kopf hin und her. Der Anblick des Kreuzes peinigte ihn. Ich hatte kein Mitleid mit ihm.

Er war vom Teufel besessen. Was ich tat, mußte geschehen. Ich mußte den Mann aus den Klauen des Bösen befreien.

Daß das äußerst schmerzhaft war, ließ sich nicht vermeiden. Lava würde es mir später danken, wenn er erlöst… war.

Doch jetzt wehrte sich das Böse in ihm noch gegen die gewaltsame Austreibung. »Sinclair!« schrie Lava heiser. »Ich flehe Sie an, tun Sie dieses Ding weg! Es brennt! Es brennt so entsetzlich!«

Ich beugte mich über ihn.

»Nein!« tobte er. »O nein…!«

Das Kruzifix näherte sich seiner schweißbedeckten Stirn. Es zischte, als das geweihte Silber den Kopf des Besessenen berührte.

Der Mann zuckte wie unter einem heftigen Stromschlag zusammen. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer furchterregenden Fratze.

Jeder Muskel zuckte mit seinem Antlitz. Doch noch in derselben Sekunde glätteten sich die Züge des Chefportiers.

Er entspannte sich. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er war erlöst. Ein friedlicher Ausdruck breitete sich über seine Züge.

Ich nickte Suko zu. »Du kannst ihn loslassen. Er wird uns nicht mehr attackieren. Er ist nicht mehr besessen.«

Suko erhob sich.

Carlos Lava blickte uns verblüfft an. Bisher war er vom Teufel gelenkt worden. Alles, was sich ereignet hatte, und woran er maßgeblich beteiligt gewesen war, hatte sich ohne sein Wissen zugetragen.

Verwirrt setzte er sich auf. Seine Augenlider flatterten. »Wie komme ich in dieses Zimmer?«

Ich streckte ihm meine Hand entgegen. Ohne es zu wollen, ergriff er sie. Ich zog ihn hoch. Sein fragender Blick war auf meinen Mund gerichtet. Er wartete auf meine Antwort.

»Sie haben versucht, mich umzubringen«, sagte ich.

Carlos Lava wurde blaß. »Das ist nicht wahr!« stieß er erschrocken hervor.

Suko holte das Messer. »Kennen Sie das?« fragte der Chinese.

»Es gehört mir«, gab Lava zu.

»Damit wollten sie mich aufschlitzen«, sagte ich.

Der Chefportier war erschüttert. Er bat, sich setzen zu dürfen.

»Wieso kann ich mich nicht daran erinnern? Bin ich verrückt?« fragte er heiser.

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht verrückt, sondern besessen. Sie haben sich in der Gewalt des Bösen befunden.«

Lava verstand immer weniger. »Ich? Vom Bösen besessen? Aber…«

»Wissen Sie, wer Tarantoga ist?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Carlos Lava. Ich glaubte ihm. Er hatte es garantiert in der Zeit seiner Besessenheit gewußt. Doch nun, wo das Böse von ihm gewichen war, konnte er sich an all die schwarzen Dinge, mit denen er vertraut gewesen war, nicht mehr erinnern. »Wer ist Tarantoga?« fragte der Chefportier.

»Ein Dämon, der über das Böse in Rio herrscht. Noch herrscht. Er soll durch jemand anders abgelöst werden«, sagte ich.

»Durch wen?«

»Das wissen wir leider noch nicht. Wir hätten es gern von Ihnen erfahren.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Das ist richtig. Aber ich gehe jede Wette ein, daß Sie es vor fünf Minuten noch wußten.«

»Großer Gott, ich kann das alles nicht verstehen«, stöhnte der Chefportier verzweifelt.

Ich sprach von den Ritualmorden, von denen Carlos Lava Kenntnis hatte. Und ich erklärte, daß die Person, die hinter diesen grausamen Morden steckte, der neue Dämon von Rio werden würde, während Taratonga vom Höllenfürsten mit größeren Aufgaben betraut werden würde.

Lava hörte mit ungläubiger Miene zu.

Er konnte nicht begreifen, daß ihn die Macht des Bösen in diesen Strudel gerissen hatte, ohne daß er es bemerkt hatte.

Ich hatte gehofft, Lava würde uns den Namen des Dämonen-Thronfolgers nennen können. Aber diese Erinnerung war aus seinem Gehirn für immer ausgelöscht worden.

Es würde ihm auch später nicht mehr einfallen, das war sicher.

Carlos Lava stützte seinen Kopf mit beiden Händen. Er versuchte herauszufinden, wann seine Besessenheit ihren Anfang genommen hatte.

Er fragte mich, wie lange er sich in der Gewalt des Bösen befunden haben könnte. Ich konnte ihm diese Frage jedoch nicht beantworten.

»Das kann ein paar Wochen gedauert haben«, sagte ich. »Oder ein Jahr… Wenn Sie selbst es nicht wissen…«

Der Chefportier erinnerte sich plötzlich an ein Mädchen. Sie hatte kurze Zeit im Hotel gewohnt. In der Nebensaison war es gewesen.

»An und für sich sind unsere Gäste tabu für mich«, erzählte der Chefportier nachdenklich. »Aber zu diesem Mädchen fühlte ich mich ungemein stark hingezogen. Ich konnte meinen unbändigen Wunsch, sie zu besitzen, kaum zähmen. Etwa ein Jahr liegt das zurück. Als sie merkte, daß ich Feuer gefangen hatte, schürte sie meine Leidenschaft. Ich ließ mich mit ihr ein. Sie war Ausländerin. Nie werde ich ihre großen bernsteinfarbenen Augen vergessen. Ihr Name war…«

»Zsa Zsa«, sagte ich.

Lava blickte mich verwundert an. »Sie kennen sie?«

»Ich hatte heute das Vergnügen. Sie trachtete mir genauso nach dem Leben wie Sie. Zsa Zsa ist eine Hexe!«

Der Chefportier fuhr sich an die Lippen. »Nein! Sie gab mir zum Abschied ein Bild. Ein häßliches Ölgemälde. Ich erinnere mich, daß ich es zuerst wegwerfen wollte. Doch ich konnte meinen Entschluß nicht in die Tat umsetzen.«

»Wo befindet sich dieses Bild?« fragte ich schnell. »Besitzen Sie es immer noch?«

»Ich hängte es nicht an die Wand, sondern bewahrte es in meinem Schrank auf. Da befindet es sich immer noch.«

»Was stellt es dar?« fragte Suko.

»Einen Ziegenkopf.«

»Das Bildnis des Teufels!« rief ich aus. »Es hat Sie in seinen Bann geschlagen. Durch dieses Bild wurden Sie zum Besessenen. Wenn Sie

nicht noch einmal in die Abhängigkeit des Bösen geraten wollen, müssen Sie mir erlauben, das Gemälde zu vernichten.«

Der Chefportier nickte. »Ich erlaube es Ihnen nicht nur. Ich bitte Sie sogar darum.«

***

Eine Seele nur noch, dann war die Bedingung erfüllt, dann würde der kleine Höllengünstling Ludus Bajaja sich zum mächtigen Dämon von Rio aufschwingen.

Bisher hatte der Alte noch nie in einer Nacht zweimal gemordet. Doch diesmal drängte es ihn, sich eine weitere Seele zu holen.

Die letzte.

Damit er die Mordserie abschließen konnte. Der Mulatte grinste. Er sah sich schon an Tarantogas Stelle.

Unsterblichkeit war ihm garantiert. Eine unvorstellbare Macht über alles Leben würde ihm in den Schoß gelegt werden.

Bajaja beabsichtigte, diese Macht bis zur Neige auszukosten. Die Menschen in dieser Stadt würden unter seiner Herrschaft stöhnen.

Angst und Schrecken würde er über Rio ausbreiten. Katastrophen und Seuchen würde er über die Stadt hereinbrechen lassen.

Dem Bösen würde er großen Raum schaffen. Alle, die sich gegen ihn stellten, würde er gnadenlos vernichten.

Und jene, die ihn verehrten, würde er im Sinne der Hölle manipulieren, im Namen des Teufels einsetzen, zu seinem willigen Werkzeug machen.

Rio de Janeiro sollte zum größten Hort des Bösen auf dieser Welt werden. Das plante Ludus Bajaja.

Er war zuversichtlich, daß er dieses Ziel innerhalb kürzester Zeit erreichen würde.

Zuallererst aber würde er als Dämon von Rio diese verhaßte Christusstatue auf dem Corcovado zerstören.

Mit dem Sockel war die Statue achtunddreißig Meter hoch. Eintausendeinhundertfünzig Tonnen wog sie.

Ihr Anblick war eine ständige Beleidigung für Ludus Bajajas Augen. Eine Christusstatue konnte niemals das Wahrzeichen für einen Hort des Bösen sein.

An ihrer Stelle wollte Bajaja eine Teufelsstatue errichten lassen. Doppelt so hoch und doppelt so schwer!

Aber dazu mußte er erst einmal vom Höllenfürsten zum Dämon von Rio gemacht worden sein.

Eine Seele nur noch!

Der Mulatte schlurfte durch die Stadt. Viele Menschen begegneten ihm. Er haßte sie alle.

Ludus Bajaja bog in die Avenida Pasteur ein. Er überquerte die

Straße. Sein Ziel war Copacabana.

Sobald er die Avenida Atläntica erreicht hatte, ging er zum Strand hinunter. Hier war es dunkel. Hier fühlte sich der Höllengünstling wohler als im Trubel des Verkehrs.

Mit nackten Füßen schritt er durch den Sand.

Am Tag wimmelte es hier von Menschen. Nachts war der Strand menschenleer und friedlich.

Ludus Bajaja hoffte, hier seinem siebten Opfer zu begegnen. Und plötzlich stutze der Alte.

Auf einem an Land gezogenen Ruderboot saß eine Gestalt. Ein Mädchen war es. Ludus Bajaja leckte sich aufgeregt die Lippen.

Ein böses Feuer begann in seinen Augen zu flackern. Sein häßliches Gesicht verzerrte sich zu einem satanischen Grinsen.

Er hatte soeben sein siebtes Opfer entdeckt!

***

Wir begaben uns zu Carlos Lavas Zimmer. Der Chefportier schloß für mich die Tür auf. Seine Züge waren straff gespannt.

Er war verständlicherweise sehr nervös. Dennoch wollte er hinter mir den Raum betreten. Ich wandte mich um, legte ihm meine Hand auf die Brust und sagte: »Es ist besser, Sie bleiben draußen.«

»Ich möchte dabeisein, wenn Sie…«

»Das ist zu gefährlich. Das Böse könnte noch einmal von Ihnen Besitz ergreifen…«

»Kann Ihnen das nicht passieren?« fiel Lava mir ins Wort.

Ich wies auf mein geweihtes Silberkruzifix. »Es wird mich nicht nur davor bewahren, sondern ich werde damit auch das Teufelsbild zerstören.« Ich wandte mich an Suko. »Du paßt inzwischen auf ihn auf.«

Es war Suko anzusehen, daß er mich nicht gern allein gegen das Bildnis des Höllenfürsten antreten ließ. Aber er fügte sich meiner Anordnung, weil er sicher sein konnte, daß ich wußte, was in diesem Fall das Beste war.

Ich schloß die Tür.

Sofort spürte ich, daß das Bild auf meine Anwesenheit reagierte. Es sandte schmerzhafte Impulse aus.

Ein Heulen und Brausen erfüllte mit einemmal den Raum. Schrille Dissonanzen quälten mein Trommelfell.

Ich näherte mich dem Schrank. Jeder Schritt fiel mir unsagbar schwer. Meine Füße schienen in einer zähflüssigen Masse zu stecken.

Auf meinen Schultern schien eine tonnenschwere Last zu liegen. Ich mußte mich mächtig anstrengen, um überhaupt ein Stück vorwärtszukommen.

Der Schweiß brach mir aus allen Poren.

Mein geweihtes Silberkreuz begann plötzlich im Spektrum sämtlicher Farben zu strahlen.
Die Kräfte des Lichts kämpften gegen die Macht des Bösen. Die schwere Last wich von meinen Schultern. Der Brei, in dem meine Füße gesteckt hatten, löste sich auf.
Ich konnte mich wieder frei und ungehindert bewegen. Mit einer schnellen Handbewegung nahm ich das Kreuz ab.
Ich wußte, daß ich eine große Gefahr heraufbeschwor, aber ich verließ mich auf die Kraft der Erzengel, die das Kruzifix in sich vereinigte.
Michael, Gabriel, Raffael und Uriel würden mir beistehen, wenn es mit der Höllenmacht hart auf hart ging.
Das Heulen und Brausen ebbte ab. Die Schmerzen in meinen Ohren klangen gleichfalls ab. Die erste Kraftprobe hatte offensichtlich ich gewonnen.
Aber die große Schlacht war deshalb noch lange nicht siegreich geschlagen. Mehr denn je mußte ich auf der Hut sein, denn das Bildnis des Teufels würde nichts unversucht lassen, um mich für meinen ketzerischen Mut zu bestrafen.
Ich paßte gut auf.
Als ich den nächsten Schritt auf den Schrank zumachte, schien darin eine Bombe gezündet worden zu sein.
Mit einem ohrenbetäubenden Krach flogen die Schranktüren auf.
Und dann stand ich dem Gehörnten gegenüber!
Der Ziegenkopf löste sich aus dem Bilderrahmen. Wie eine Kanonenkugel raste er auf mich zu. Er stieß dämonische Laute aus.
Ich warf mich zur Seite. Der haarige Schädel sauste an mir vorbei. Ich stieß mit dem Kreuz danach, verfehlte den Teufel jedoch.
Er entfachte einen telekinetischen Sturm, der mir den Atem nahm. Mit Hilfe der Teleportation warf er mit sämtlichen Einrichtungsgegenständen nach mir. Die Nachttischlampe traf mich seitlich am Kopf.
Ihr Kabel schlang sich blitzschnell um meinen Hals. Der Teufel zog augenblicklich die Schlinge zu.
Schlagartig bekam ich keine Luft mehr. Und mein Hals schmerzte höllisch. Das Kabel grub sich tief in mein Fleisch.
Ein heftiges Pochen setzte in meinem Kopf ein. Grellbunte Ringe tanzten vor meinen Augen. Alle meine Anstrengungen, die würgende Schlinge loszuwerden, scheiterten.
Die Luft wurde mir knapp.
Der Ziegenbock stieß ein scheußliches Gelächter aus. Ich schlug mit dem Kruzifix um mich, zeichnete damit ein weißmagisches Symbol in die Luft…
Pfeifend schnellte das Kabel von meiner Kehle. Ich atmete gierig. Der

Gehörnte tobte vor Wut, weil es mir gelungen war, mich zu befreien.

Ungestüm griff er mich an. Er versuchte mir seine Hörner in die Brust zu rammen. Doch ich machte eine blitzschnelle Körperdrehung nach rechts und hieb mit dem Kreuz erneut nach dem an mir vorbeirasenden Schädel.

Diesmal mit Erfolg!

Marmorhart war der Schädel, den ich mit dem geweihten Silberkreuz traf. Die Berührung des Kruzifix hatte zur Folge, daß der Kopf seine Wucht nicht bremsen konnte.

Mit vollem Tempo prallte der Ziegenschädel gegen die Wand und zerschellte daran, als bestünde er aus Glas.

Daraufhin gellte ein furchtbarer Schrei durch den Raum, der rasch leiser wurde und sich entfernte.

Ich warf einen Blick in den Schrank.

Dort lag der Bilderrahmen. Gelbe Schwefeldämpfe stiegen von der leeren Malfläche hoch. Das Bildnis des Teufels war nicht mehr zu sehen.

Ich konnte den Rahmen gefahrlos berühren. Das bewies mir, daß ich die Macht des Bösen in diesem Raum gebrochen und aus dem Zimmer des Chefportiers vertrieben hatte.

Ich schloß die Schranktür.

Dann begab ich mich zur Zimmertür und öffnete sie. Suko und Carlos Lava blickten mich gespannt an.

»Die Gefahr ist vorüber«, sagte ich.

Sukos Miene drückte Verwunderung aus. »Ist das wahr, John? Wir haben nicht das geringste Geräusch gehört.«

»Der Teufel scheint dafür gesorgt zu haben, daß nichts von dem, was hier drinnen passierte, an euer Ohr drang.«

»Konnten Sie ihn wirklich verjagen?« fragte der Chefportier heiser.

Suko zog die Luft durch die Nase ein. »Schwefel«, stellte er fest.

»Das ist alles, was von ihm zurückblieb«, sagte ich. »Der unangenehme Geruch nach Schwefel.«

»Der ist zu verkraften«, sagte Suko und betrat den Raum, in dem es chaotisch aussah. Carlos Lava begann sofort, Ordnung zu machen.

Ich holte den Gemälderahmen aus dem Schrank. Verblüfft stellte der Chefportier fest: »Er ist weg! Der Ziegenkopf ist verschwunden!«

»Er wird Sie nicht mehr behelligen«, sagte ich. »Dafür werde ich sorgen.«

»Wie denn?« fragte Lava.

»In dem ich in diesem Raum einige Dämonenbanner anbringe«, erwiderte ich, verließ das Zimmer, begab mich in das meine, öffnete meinen Einsatzkoffer und entnahm diesem mehrere dämonenbannende Gegenstände.

Ich brachte sie in Lavas Zimmer so an, daß der Mann nicht mehr

Gefahr lief, erneut in die Gewalt des Bösen zu geraten.
Dankbar umarmte mich Lava. Jetzt erst spürte ich, wie müde ich war. Mein Vorschlag, zu Bett zu gehen, wurde von Suko mit Begeisterung aufgenommen.
Doch aus der wohlverdienten Ruhe sollte noch nichts werden…

***

Sie hieß Brenda Joyce und war zum erstenmal in Rio de Janeiro. Ihr Vater hatte sie hierher mitgenommen.
Er war ein bedeutender Kaffeeimporteur, und für ihn war dies eine von vielen Geschäftsreisen. Doch in all den Jahren hatte er nur halb soviel von Rio gesehen, wie seine Tochter in dieser einen Woche, die sie nun schon hier war.
Das lag daran, daß Brenda schon am zweiten Tag einen netten, wohlerzogenen jungen Mann kennengelernt hatte, der sich – obwohl ebenfalls Amerikaner – in Rio wie in seiner Westentasche auskannte.
Tag für Tag stellte der private Fremdenführer ein reichhaltiges Besichtigungsprogramm zusammen, das Brenda Joyce mit Vergnügen absolvierte.
In dieser Nacht wollten sie mit dem Ruderboot ein Stück aufs Meer hinausfahren und von dort das idyllische Lichtermeer von Rio bewundern.
Verträumt dachte Brenda an den Jungen. Er sah gut aus und hatte hervorragende Manieren.
Kein einzigesmal war er ihr zu nahe getreten, obwohl sich bereits mehrmals die Gelegenheit dazu geboten hätte.
Brenda kannte einige Jungs zu Hause in Montana, die es unter wesentlich ungünstigeren Voraussetzungen versucht hätten.
Vermutlich war es das, was Brenda bei diesem neuen Freund ein so herrliches Gefühl von Geborgenheit und Vertrauen vermittelte.
Sie konnte sich bei ihm entspannen, brauchte nicht verkrampft in ständiger Abwehrbereitschaft zu verharren.
Sie wußte, daß dieser Junge niemals etwas tun würde, was sie nicht wollte. Er hatte sehr viel Takt und genau das richtige Fingerspitzengefühl, das so vielen Jungs, die Brenda kannte, fehlte.
Das Mädchen aus Montana war neunzehn, blond und auch ohne Schminke schön. Sie saß auf dem Ruderboot, mit dem sie ihren kleinen nächtlichen Ausflug aufs Meer machen wollten.
Brenda Joyce wußte, daß sie zu früh dran war. Es machte ihr nichts aus. Es tat ihr ganz gut, mal ein bißchen allein zu sein und über sich und den neuen Freund nachzudenken.
Ein kleines, verträumtes Lächeln huschte über ihre glatten Züge. Ob sie den Jungen heute ermuntern sollte…
Brenda Joyce schreckte plötzlich aus ihren Gedanken hoch.

Was war das eben gewesen?
Das Mädchen wandte den Kopf. Es war stockdunkel am Strand. Doch Brendas Augen hatten sich an die Finsternis gewöhnt, und so war es ihr möglich, die vage Bewegung in der Dunkelheit wahrzunehmen.
Dort schlich jemand.
Eine schwarz gekleidete Gestalt. Hager. Die Person kam auf sie zu. Brenda straffte ihren Rücken.
Das war nicht der Junge, den sie erwartete. Sofort war sie auf der Hut. Sie schlang ihre Hände um die Knie und wartete ab.
Ein alter Mulatte schälte sich aus der schwarzen Finsternis. Klapperdürr. Mit unzähligen Falten im abstoßenden Gesicht.
An und für sich hatte Brenda Joyce nichts gegen alte Menschen. Jeder wird einmal alt – wenn er lange genug lebt.
Doch vor diesem Mann ekelte sich das Mädchen. Und er war ihr unheimlich. Denn da war ein Ausdruck in seinen funkelnden Augen, der Brenda Joyce Angst machte.
Knapp vor ihr blieb er stehen.
Er sagte kein Wort.
Brenda rieselte es kalt über den Rücken. Sie hatte eigens für diese Reise portugiesisch gelernt, und sie sprach den Alten nun in seiner Sprache an: »Darf ich erfahren, was Sie von mir wollen? Warum starren Sie mich so an? Ist es verboten, nachts am Strand zu sitzen?«
Der unheimliche Alte schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, nein. Es ist nicht verboten, und ich bitte um Entschuldigung, wenn Sie sich durch mich belästigt fühlen. Haben Sie keine Angst hier im Dunkeln, so mutterseelenallein?«
»Es sind immer die Menschen, die man fürchten muß. Wenn man allein ist, braucht man keine Angst zu haben.«
»Das ist sehr weise.«
»Mein Vater sagt das immer.«
»Ihr Vater ist ein kluger Mann. Erwarten Sie hier jemanden?«
»Ja. Einen Freund. Wir wollen zusammen eine kleine Bootsfahrt machen.«
»Tut mir leid, Mädchen, aber die Bootsfahrt fällt ins Wasser«, sagte Ludus Bajaja knurrend.
»Was soll das heißen? Wie darf ich das verstehen?« fragte Brenda Joyce überrascht. »Hat Hank Sie geschickt? Kann er nicht kommen?«
»Doch, doch. Ich bin sicher, Hank wird zur vereinbarten Zeit hier eintreffen. Aber du wirst das nicht mehr erleben, Mädchen. Denn zu diesem Zeitpunkt wirst du bereits tot sein!«

***

Brenda Joyce sprang auf. »Sind Sie verrückt? Was sagen Sie denn da?«

»Ich werde dich töten!« knurrte Ludus Bajaja. In seinen Augen leuchtete die unverhohlene Mordgier. »Du bist das siebte Opfer! Tarantoga wird sich über deine junge Seele ganz besonders freuen!«

Brenda glaubte nicht richtig zu hören. Der Alte konnte nicht richtig im Kopf sein.

Brenda war zwar kein weiblicher Kraftprotz, aber mit dem klapprigen Mulatten glaubte sie es aufnehmen zu können.

Der fiel bestimmt schon um, wenn man ihn kräftig anblies. Es schien also technisch gar nicht möglich zu sein, was er behauptet hatte.

»Sie sollten besser verschwinden!« sagte Brenda Joyce scharf.

»Ja, Mädchen. Ich werde verschwinden. Aber nicht ohne deine Seele.«

»Hören Sie, ich habe sehr viel übrig für alte Menschen. Ich bin auch gern bereit, diese oder jene Verrücktheit zu tolerieren, aber was Sie sich herausnehmen…«

»Tarantoga wartet!« keuchte der Alte.

»Wer zum Teufel ist Tarantoga?«

»Noch ist er der Herrscher von Rio. Doch schon bald werde ich an seine Stelle treten. Ich, Ludus Bajaja! Mir fehlt nur noch deine Seele. Dann ist die Sieben komplett!«

Brenda Joyce wich vor dem Mulatten zurück. Ihr war nicht mehr geheuer in seiner Nähe. Sie wollte lieber davonlaufen, ehe etwas passierte, was nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte.

Verrückte entwickeln in ihrem Wahnsinn manchmal unglaubliche Kräfte. Brenda wollte kein Risiko eingehen. Es schien ihr vernünftiger zu sein, das Feld zu räumen.

Der Mulatte grinste. »Es hat keinen Zweck, Mädchen. Du entkommst mir nicht. Du bist verloren. Du mußt dich damit abfinden.«

Seine Stimme war so rauh, daß Brenda Joyce eine Gänsehaut bekam. In dem Augenblick, wo sie sich umdrehen und die Flucht ergreifen wollte, begann Ludus Bajaja sich zu verwandeln.

Brenda erstarrte vor Entsetzen.

Sie traute ihren Augen nicht. Borstiges Haar wucherte aus dem Gesicht des Alten. Seine Hände wurden zu krallenbewehrten Pranken. Ein blitzendes Raubtiergebiß schimmerte in seinem Mund.

Kein Wunder, daß Brenda in diesem Augenblick glaubte, den Verstand verloren zu haben.

Die Bestie stürzte sich auf sie.

Brenda wich zur Seite. Sie bekam einen Stoß, fiel, Sand knirschte zwischen ihren Zähnen. In panischer Furcht kämpfte sie sich wieder hoch.

Das Untier hieb mit seinen Pranken nach ihr. Brenda wußte nicht, wie sie es schaffte, unverletzt zu bleiben.

Sie handelte instinktiv. Ihr Selbsterhaltungstrieb ließ sie stets das

Richtige tun. Aber es sah trotzdem nicht danach aus, als ob sie diese nächtliche Begegnung mit dem Unheimlichen überleben würde.

Schon sein nächster Hieb zerfetzte ihr Kleid.

Da fing Branda Joyce wie am Spieß zu schreien an.

***

Ich hörte den Schrei. Ein Mädchen stieß ihn in Todesangst aus. Er kam vom Strand. Ich machte auf den Absätzen kehrt und jagte aus meinem Zimmer. Nebenan wurde Sukos Tür aufgerissen.

»Hast du den Schrei auch gehört, John?«

»Aus welchem Grund sollte ich sonst wohl um diese Zeit noch mal aus meinem Zimmer rennen?« gab ich zurück.

Wir hasteten zur Treppe und liefen diese hinunter. Sicherlich hatten die Schreie des Mädchens mehrere Hotelgäste vernommen, doch keiner außer uns schien es der Mühe wert zu finden, sich darum zu kümmern.

Wir verließen das Hotel in großer Eile, liefen über die Straße und tauchten in die Dunkelheit ein, die über dem Strand lastete.

Suko war hinter mir. Wir rannten auf die Schreie zu. Der Sand war tief. Ich kam nicht so schnell vorwärts, wie ich es mir wünschte.

Plötzlich riß der Schrei jäh ab.

Mir wurde kalt.

Ich zog meine Beretta und forcierte mein Tempo. Augenblicke später sah ich sie. Sie lag im Sand. Ein bildhübsches, blutjunges Mädchen.

Ihr Kleid war zerfetzt. Ihr Körper wies zahlreiche Biß- und Kratzwunden auf. Mir war sofort klar, wer über dieses Mädchen hergefallen war: der Kerl, der Tarantogas Platz einnehmen wollte!

Wut wallte in mir hoch.

Wo war die grausame Bestie? Meine Augen versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Ich konnte den Mörder nirgendwo entdecken.

Suko kümmerte sich um das Mädchen.

Sie lebte noch, war nur ohnmächtig. Wir hatten den siebten Ritualmord verhindert. Diese Seele hatte der unheimliche Mörder nicht bekommen.

Aber das war wirklich kein Grund, sich zu freuen. Wenn es mir nicht gelang, die Bestie zur Strecke zu bringen, würde sie sich ein anderes Opfer suchen.

Ein Schatten wischte durch die Dunkelheit.

Ich startete sogleich. Mit langen Sätzen jagte ich hinter dem Unbekannten her. Er lief auf die Umkleidekabinen zu, verschwand dahinter.

Ich rannte, so schnell ich konnte. Keuchend erreichte ich die Kabinen. Mit kraftvollem Spurt bog ich um die Ecke.

Fast wäre ich über einen uralten Mann gefallen, der im Sand saß und mit dem Rücken an der Holzwand lehnte.

Er war dürr und hatte die dunkle Haut der Mulatten. Erschrocken zuckte er zusammen, als er mich erblickte.

Ich fragte ihn, ob er hier jemanden vorbeirennen gesehen habe.

»Ja«, sagte er. »Ein junger, kräftiger Mann war es. Er lief zur Avenida Atläntica, als hätte er etwas gestohlen.«

Zur Avenida Atläntica!

Ich dankte dem Alten für die Auskunft und rannte weiter. Doch den verhinderten Mörder des Mädchens konnte ich dort nicht entdecken.

Ärgerlich machte ich kehrt. Ich hatte die Absicht, mir von dem Alten eine genaue Personenbeschreibung des Killers geben zu lassen, doch der Mulatte war nicht mehr bei den Umkleidekabinen.

Er schien es vorgezogen zu haben, sich an einem anderen Ort niederzulassen, wo es friedlicher war.

Immer noch schweratmend erreichte ich Suko und das Mädchen. Mein Partner warf mir einen kurzen Blick zu.

Ich schüttelte den Kopf.

»Verdammt!« sagte Suko.

Ich wies auf das Mädchen. »Ist sie schwer verletzt?«

»Nein«, antwortete Suko. »Das Schlimmste ist ihr erspart geblieben. Sie hatte viel mehr Glück als die sechs anderen Opfer.«

Ich ballte die Hände zu Fäusten. Würde es uns noch einmal gelingen, so nahe wie diesmal an den Ritualmörder heranzukommen?

Ich zweifelte daran.

***

Nach einer kurzen Nacht – ich hatte noch dazu sehr schlecht geschlafen – saß ich mit Suko im Frühstücksraum und schlang lustlos das Erdnußbutterbrot hinunter.

Dazu trank ich Tee. Ich hatte keinen Appetit, und ich konnte nicht verstehen, wieso Sukos Appetit so ungebrochen sein konnte.

Wir hatten veranlaßt, daß Brenda. Joyce in ein Krankenhaus gebracht wurde. Gleich nach dem Aufstehen hatte ich das Hospital angerufen und mich nach dem Befinden des Mädchens erkundigt.

Sie hatte einen schweren Schock erlitten, und der diensthabende Arzt sagte mir, daß niemand mit dem Mädchen reden dürfe.

Ebenfalls noch in der Nacht hatte ich Kommissar Orfeu Calamasse zu erreichen versucht. Aber das hatte nicht geklappt, und so hatte ich mir vorgenommen, Calamasse heute im Polizeipräsidium aufzusuchen.

»Ob er sich ein anderes Opfer geholt hat?« murmelte ich. Eigentlich dachte ich nur laut. Ich wollte keine Antwort auf diese Frage haben.

Suko gab sie mir dennoch: »Wenn wir Glück haben, hat ihn unser Einschreiten so sehr irritiert, daß er einen neuerlichen Überfall lieber

bleiben ließ.«

»Das würde mich beruhigen«, sagte ich.

Nach dem Frühstück setzten wir uns in unseren schwarzen Chrysler. Ich lenkte den Wagen nach Norden. Unser Ziel war jene Dämonenmauer, von der mir Zsa Zsa, die Hexe, erzählt hatte.

Taratongas Geist sollte darin wohnen.

Grund genug für mich, meinen Spezialkoffer dorthin mitzunehmen.

Nach einer Fahrt von zwanzig Minuten erreichten wir unser Ziel. Die Straße endete etwa dreihundert Yard vor der Mauer.

Ein schmaler Weg führte weiter. Wir verließen den Chrysler, der uns von der Polizei zur Verfugung gestellt worden war, und legten den Rest des Weges zu Fuß zurück.

Ein alter Mann kam uns entgegen. Zerlumpt. Mit krummem Rücken. Von Enttäuschungen des Lebens und Schicksalsschlägen schwer gezeichnet.

Er blieb stehen. Er musterte Suko und mich. Wie ein geprügelter Hund blickte er zu mir auf. »Was tun Sie hier?« fragte er uns auf portugiesisch.

Ich antwortete mühsam in derselben Sprache: »Wir wollen die Mauer sehen.«

Der Mann schüttelte ernst den Kopf. »Bleiben Sie ihr lieber fern. Man sollte dort nicht hingehen, wenn man keinen Grund dazu hat.«

»Vielleicht haben wir einen Grund«, sagte Suko in Englisch. Ich übersetzte.

»Ja. Die Neugierde. Sie haben von der Mauer gehört, und nun möchten Sie sie sehen. Aber das ist kein Grund…«

»Weshalb waren Sie bei der Mauer?« fragte ich. Gesten unterstützten meine Frage in dieser Fremdsprache.

Der Mann senkte den Blick. »Um Tarantoga milde zu stimmen. Ich habe Geschenke gebracht. Er hat mir so vieles angetan. Ich kann nicht mehr. Meine Widerstandskraft ist gebrochen. Ich bin am Ende. Wenn Tarantoga nicht bald von mir abläßt, bin ich erledigt.«

»Wofür machen Sie Tarantoga verantwortlich?« erkundigte ich mich.

»Er hat meine Frau getötet, als sie über ihn geschimpft hatte. Er hat mir meine Tochter genommen, indem er sie im Meer ertrinken ließ. Und mein Junge nahm sich, ohne es zu wollen das Leben. Er hat sich aufgehängt. Tarantoga verwirrte seinen Geist. Doch damit läßt es der Dämon noch nicht genug sein. Nun hat er die Absicht, mich zu vernichten. Ich habe meine Stellung verloren. Mein Haus wurde vom letzten Sturm so schwer beschädigt, daß es bald einstürzen wird. Mir hat Tarantoga eine Krankheit eingepflanzt, die kein Arzt kennt, und er erscheint mir fast in jeder Nacht und quält mich mit schrecklichen Alpträumen. Sie sehen, ich habe guten Grund, zur Mauer zu gehen und den Dämon um Gnade zu bitten.«

»Glauben Sie, daß er Sie erhört hat?« fragte Suko.
»Das kann ich nicht sagen. Ich weiß es nicht. Die kommende Nacht wird es erweisen.« Der Mann schaute Suko und mich ernst an. »Kehren Sie um. Stören Sie Tarantoga nicht. Er würde Ihnen das sehr übelnehmen. Tarantoga ist mächtig. Er kann Dinge tun, die für uns Menschen unvorstellbar sind. Wenn Sie ihn reizen, kriegen Sie seine Macht zu spüren.«
Ich wies auf meinen Spezialkoffer. »Ich bin gegen ihn gewappnet.«
»Sie werden trotz meiner Warnung zur Mauer gehen?« fragte der Mann verärgert.
»Ja«, sagte ich.
»Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen!« sagte der Zerlumpte. Er zuckte mit den Schultern und ging weiter.
Suko blickte ihm nach. »Wenn wirklich Tarantoga hinter all seinem Pech steckt, dann läßt sich der Dämon mit keinem noch so großen Geschenk davon abhalten, das begonnene Werk fortzusetzen.«
Suko hatte recht.
Die Gnade eines Dämons kann man sich nicht erkaufen. Jedenfalls nicht mit irdischen Gütern. Wohl aber mit bösen Taten. Darauf legen es manche Dämonen an. Sie peinigen einen Menschen so lange, bis dieser bereit ist, alles für sie zu tun. Von da an hat das Böse einen neuen Diener.
Wir setzten unseren Weg fort.
Der Pfad wand sich zwischen Büschen und Unkraut hindurch. Er stieg steil an und mündete in eine Lichtung.
Eine unheimliche Stille herrschte hier. Wir hörten keinen Vogel singen. Kein Blatt bewegte sich. Nicht einmal Fliegen summten.
Hier schien die Welt gestorben zu sein.
Suko sah sich aufmerksam um. Wir hatten noch keinen seltsameren Ort als diesen gesehen.
Auf Pfählen steckten abgeschlagene Ziegenköpfe. Geschlachtete Hühner hingen daran oder lagen auf bunten Kissen. Strähniges Haar umwehte einige Pfähle, während in Opferschalen bleiche Tierknochenschädel lagen.
Dazwischen brannten Kerzen und Fackeln. Der Boden war übersät von Opfergaben. Sie erstreckten sich hin bis zu einer hohen grauen Mauer, von der eine spürbare Kälte ausging.
In dieser Mauer verbarg sich also der Geist von Tarantoga. Ich entdeckte daran dünne schwarzmagische Symbole, die die Kraft des Dämons stärkten.
Das Ende der Welt!
Suko und ich schienen es gefunden zu haben. Mein chinesischer Partner sah mich abwartend an. Seine Augen fragten mich: Was nun?
Tarantoga schien über große Kräfte zu verfügen. Er ließ uns fühlen,

daß wir nicht willkommen waren. Ein schmerzhaftes Pochen setzte zwischen meinen Schläfen ein.

Suko erging es genauso. Er ächzte leise.

Hinter der Dämonenmauer, die bedrohlich vor uns aufragte, befand sich ein verwahrloster alter Friedhof. Tarantoga war bestimmt auch der Herrscher der toten Seelen, die dort begraben waren.

Er konnte sie sicherlich ohne Mühe aus ihren Gräbern holen und auf uns hetzen.

Ich öffnete mein Hemd, damit mein silbernes Kreuz sichtbar wurde. Dann stellte ich meinen Spezialkoffer ab.

»Was hast du vor?« fragte Suko.

»Ich möchte Tarantoga beweisen, daß ich ihn nicht fürchte.«

»John, du solltest es jetzt auf keine Kraftprobe ankommen lassen. Du könntest im Kampf gegen den Dämon verletzt werden. Was dann? Wir sind nicht seinetwegen nach Rio gekommen. Unsere Aufgabe ist es, die Serie der Ritualmorde zu stoppen, für die nicht Tarantoga, sondern dessen Nachfolger verantwortlich ist. Wir sollten uns erst um Tarantoga kümmern, wenn die andere Sache erledigt ist.«

Was Suko sagte, hatte Hand und Fuß.

Tarantogas Nachfolger brauchte sieben Seelen, um Dämon von Rio werden zu können. Sechs Seelen hatte er sich bereits geholt.

Unsere wichtigste Aufgabe mußte es also sein, den siebten Mord zu verhindern. Wir hatten die Dämonenmauer gesehen. Wir kannten nun das Versteck von Tarantoga.

Es wäre vernünftiger gewesen, sich zu einem späteren Zeitpunkt um den Dämon von Rio zu kümmern.

Der Himmel begann sich plötzlich zu verdunkeln. Tarantoga schien uns eine Kostprobe seines Könnens geben zu wollen.

Die Kälte nahm zu und kroch in unsere Glieder. Höllengeräusche setzten ein. Undefinierbar. Schaurig. Markerschütternd.

Eine gefahrvolle Aura umgab die eigenartige Szene mit einemmal. Wir fühlten uns von allen Seiten angestarrt.

Suko riß seine Beretta aus der Schulterhalfter.

Ich wartete vorerst noch ab. Der Boden unter unseren Füßen begann zu beben. Die Erde schüttelte sich mehrmals so heftig, daß wir Gefahr liefen, umzufallen.

Breitbeinig standen wir da und warteten auf einen Angriff des Dämons. Wie auf ein unhörbares Kommando begannen auf einmal sämtliche toten Tierköpfe zu leben.

Die geschlachteten Hühner fingen aufgeregt zu flattern an. Sie erhoben sich in die Luft und wirbelten auf uns zu.

Gleichzeitig lösten sich die Ziegenschädel von den Pfählen. Auch sie sausten wie Geschoße auf uns zu.

Die Dämonenmauer bekam Risse. Glutrot leuchtete es aus ihnen

hervor, und gelber Brodem qualmte an allen Ecken und Enden der Mauer.

Der Qualm kroch über den Boden.

Während wir uns auf die durch die Luft fliegenden Köpfe und auf das geschlachtete Federvieh konzentrierten, näherte sich uns der Qualm sehr rasch. Er formte sich zu einer Vielzahl von Händen, die mit zuckenden Fingern über den Boden krabbelten.

Suko drosch mit seinen Karatefäusten nach alldem Zeug, das durch die Luft flog. Er schoß auf einen Ziegenschädel, der sofort zerplatzte.

Ich nahm mein Kruzifix ab und drehte es über meinem Kopf an der Kette. Auf diese Weise gelang es mir, mich vor den Attacken des Bösen zu schützen.

Dabei entging meiner Aufmerksamkeit aber der gelbe Brodem, der sich uns in Gestalt vieler Hände näherte.

Suko entfernte sich von mir. Wild um sich schlagend machte er zwei rasche Schritte auf die Dämonenmauer zu.

Die Schwefelhände erreichten ihn. Sie packten ihn sofort. Sie umklammerten seine stämmigen Beine, schlangen sich um seine Leibesmitte und fuhren ihm an die Kehle.

»John!« gurgelte der Chinese.

Jetzt erst sah ich, was mit meinem Freund passierte.

Er war eingehüllt in diesen gelben Brodem, der ihm das Leben nehmen wollte. Ich stürmte los.

Die gelben Schwaden krochen über Sukos Kopf. Sie hüllten ihn so dicht ein, daß ich meinen Partner nicht mehr sehen konnte.

Der gelbe Brodem wollte Suko zur Dämonenmauer tragen. Das ließ ich jedoch nicht zu. Mit meinem Silberkreuz schlug ich mitten in die Schwaden hinein.

Ich hörte ein Zischen und Fauchen. Ein Knurren und Heulen.

Ich schlug noch einmal in den gelben Nebel hinein. Das wabernde Etwas klaffte daraufhin auseinander. Die Kraft des Guten hatte die Schwefeldämpfe auseinandergerissen.

Suko war wieder zu sehen.

Aber er sah besorgniserregend aus.

Sein Gesicht war verzerrt. Die Augen traten weit aus den Höhlen. Der Chinese riß den Mund weit auf, schien jedoch keine Luft zu bekommen.

Ich warf mich mitten in die tödlichen Schwaden hinein. Mit dem Kruzifix schälte ich meinen Freund und Kampfgefährten blitzschnell aus dem Gewaber heraus.

Suko bekam wieder Luft. Er atmete wild. Ich stieß ihn vor mir her. Er stolperte auf den Pfad zu, den wir gekommen waren.

Im Vorbeieilen griff ich mir meinen Einsatzkoffer. Als wir die Lichtung verlassen hatten, hörten wir das höhnische Gelächter des

Dämons.

***

Eine Stunde später saßen wir in Kommissar Orfeu Calamasses Büro.

Mittlerweile lief die Fahndung nach Zsa Zsa. Wir hätten uns alle darüber gefreut, wenn die Hexe schon in den nächsten Stunden im Netz der Polizei hängengeblieben wäre.

Aber in Rio de Janeiro wohnen 3,3 Millionen Einwohner. Und die Hexe kannte sicherlich eine Menge guter Verstecke…

Ich erhob mich und begab mich ebenfalls zur Wandkarte.

Dabei fiel mir etwas auf, das ich dem Kommissar sofort sagte. Mein Finger stieß auf die Karte.

»Hier befindet sich die Dämonenmauer«, sagte ich. »Dahinter liegt der verwahrloste Friedhof, um dessen Gräber sich anscheinend niemand mehr kümmert. Dies also ist der Sitz des Dämons von Rio…«

»Es heißt, daß alles Unheil, das in der Stadt passiert, von hier aus gelenkt wird«, sagte Calamasse.

Ich nickte. »Davon bin ich überzeugt. Die Dämonenmauer ist der Kern des Bösen. Und nun sehen Sie sich die Anordnung der roten Stecknadeln einmal genau an, Kommissar. Was fällt Ihnen dabei auf?«

»Sie sind rings um die Dämonenmauer gesteckt«, stellte Calamasse erstaunt fest.

Ich präzisierte das Ganze. »Der Bus, mit dem Alf Lechenberg unterwegs war, wurde hier gefunden. Seine Leiche lag aber da. Mehrere Meilen vom Bus entfernt.«

»Was schließen Sie daraus?« fragte Calamasse.

»Daß Alf Lechenberg nach dem Mord hierhergebracht wurde.« Ich wies auf eine der Nadeln. »Sämtliche Stecknadeln sind von der Dämonenmauer gleich weit entfernt.«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Orfeu Calamasse.

»Und sämtliche Stecknadeln weisen zueinander dieselbe Entfernung auf. Nur der Abstand zwischen Nadel eins und Nadel sechs ist wesentlich größer. Soll ich Ihnen verraten, warum? Weil hier noch Platz sein muß für die siebte Nadel. Sieben Ritualmorde würden sieben Nadeln auf Ihrer Landkarte ergeben. Und diese sieben Nadeln würden dann ein genaues Siebeneck ergeben. Ein Siebeneck, dessen Mittelpunkt die Dämonenmauer darstellt.«

Suko sprang auf und sah sich die Karte aus der Nähe an.

Dann sagte er: »Das würde bedeuten, daß das siebte Mordopfer an dieser und an keiner anderen Stelle abgelegt werden würde.« Er wies auf einen bestimmten Punkt.

»Dessen bin ich sicher«, sagte ich.

»Vorausgesetzt, es gelingt uns nicht, den Mörder vor der Tat zu erwischen«, bemerkte der Chinese.

»So ist es«, bestätigte ich.
Orfeu Calamasse markierte die siebte Ecke mit einer grünen Nadel. »Ich werde an dieser Stelle zwei meiner besten Männer postieren. Wenn Ihre Theorie stimmt, Oberinspektor Sinclair, dann muß uns der Mörder hier in die Hände fallen.«
Ich war felsenfest davon überzeugt, daß das klappen würde.
Aber mir war dennoch nicht wohl bei der Sache, denn der Killer würde an dieser Stelle erst aufkreuzen, wenn er zum siebentenmal gemordet hatte.
Genau das aber wollten Suko und ich verhindern.
Mein Blick heftete sich auf die Stelle, wo sich die Dämonenmauer befand. Ich hatte einen Plan.
»Kommissar Calamasse«, sagte ich.
»Ja?« gab dieser zurück.
»Es geht um diese Dämonenmauer. Im Augenblick verbirgt sich noch Tarantoga in ihr. Doch wie auch immer der Dämon heißt, der in ihr wohnt, sie wird ewig der Kern des Bösen bleiben.«
»Kann man dagegen nichts tun?« fragte Calamasse.
»Doch. Man müßte sie zerstören.«
»Womit? Mit einem Caterpillar?«
Ich schüttelte den Kopf. »Man muß diese Mauer sprengen.«
»Würden Sie das tun?«
»Ja. Ich denke, daß man mir von Seiten der Behörden keine Schwierigkeiten deswegen machen würde, nicht wahr?«
Calamasse blickte mich ernst an. »Oberinspektor, wir haben Sie nach Rio gebeten, damit Sie diese Stadt vom Einfluß des Bösen befreien. Wenn Sie es also für wichtig erachten, daß diese Mauer gesprengt wird, dann geht das in Ordnung.«
»Vielen Dank.«
»Sagen Sie mir, was Sie dazu brauchen. Ich werde bemüht sein, es Ihnen in kürzester Zeit zu beschaffen.«
Ich lächelte. »Das ist ein Wort, Kommissar«, sagte ich zufrieden. Und dann gab ich ihm meine kleine Wunschliste bekannt.

***

Der Mann mit dem glattrasierten Gesicht und dem offenen Blick, der uns in der Hotelhalle entgegenkam, war Gilbert Joyce. Der Vater von Brenda Joyce, jenes Mädchens, dem wir es erspart hatten, daß sie das siebte Ritualopfer wurde.
»Sinclair!« rief Gilbert Joyce schon von weitem. »Sinclair!« Der Mann war aufgeregt.
Wir blieben stehen.
Ich nickte dem Mann zu. »Wie geht es Ihrer Tochter, Mr. Joyce?«
»Ich war bei ihr«, sagte Gilbert Joyce. »Sie hat den Schock

überwunden. Ich durfte mit ihr reden. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen beiden bin. Wenn Sie nicht gewesen wären…« Joyce unterbrach sich. Seine Stimme war heiser geworden. Er mußte sich mehrmals räuspern. »Wenn Brenda ermordet worden wäre, ich glaube, ich hätte darüber den Verstand verloren. Ich hänge mehr an ihr als an meinem Leben.«

»Haben Sie mit Ihrer Tochter über den Anschlag gesprochen?« wollte Suko wissen.

Gilbert Joyce schüttelte den Kopf. »Sie müssen verstehen, ich wollte sie nicht aufregen. Das arme Ding hat Furchtbares mitgemacht… Wir sprachen viel von der Zukunft. Ich wollte sie seelisch aufrichten, und ich glaube, es ist mir gelungen. Nur einmal wurde ihr Blick düster, und sie sprach von einem Dämon namens Tarantoga und von dessen Nachfolger, dessen Name Ludus Bajaja sein soll. Ich dachte, daß das für Sie wichtig sein könnte.«

»Das ist es in der Tat, Mr. Joyce«, sagte ich hastig. »Entschuldigen Sie mich.«

Ich eilte zu den Telefonkabinen und rief umgehend Kommissar Calamasse an. Nun kannten wir den Namen des Mannes, der die Nachfolge Tarantogas anstrebte.

Jetzt brauchte ich die Anschrift des Ritualmörders.

Ich hoffte, daß Orfeu Calamasse sie mir beschaffen konnte.

»Ich werde sofort alle mir zur Verfügung stehenden Hebel in Bewegung setzen, Oberinspektor«, versprach mir Calamasse.

Mehr konnte ich nicht von ihm verlangen.

Ich kehrte zu Joyce und Suko zurück. Ich beglückwünschte den Amerikaner dazu, daß seine Tochter so bald schön über den Berg gekommen war.

Mehr konnte ich mit Gilbert Joyce nicht sprechen, denn ein Page trat zu uns und sagte: »Telefon für Sie, Oberinspektor Sinclair. Kabine vier.«

Ich eilte dorthin.

Am anderen Ende war Orfeu Calamasse.

»Sagen Sie mal, können Sie zaubern?« fragte ich den Kommissar. Ich dachte, er würde mir schon die Adresse von Ludus Bajaja nennen können. Doch ich irrte mich.

Er rief aus einem anderen Grund an.

»Wir hatten Erfolg mit der Fahndung, Sinclair!« rief er aufgeregt.

»Zsa Zsa?«

»Ja.«

Alle meine Muskeln strafften sich. »Wo ist sie?«

»In einer Favela. So nennt man bei uns die…«

»… Elendsviertel. Ich weiß«, fiel ich dem Kommissar ins Wort.

»Zsa Zsa wurde von zwei Streifenwagen gejagt. Sie ist in die Favela

Pasmado geflohen. Diese Favela liegt über dem Tunel do Pasmado – das ist der erste Tunnel auf der Fahrt nach Copacabana. Die Hexe hat sich in einer der schäbigen Hütten verbarrikadiert.«

»Sagen Sie Ihren Kollegen, sie sollen nichts gegen Zsa Zsa unternehmen«, verlangte ich.

»Wollen Sie sich um die Hexe kümmern?«

»Ist doch wohl klar«, gab ich zurück.

Ich hängte den Hörer an den Haken.

Ich hatte es eigentlich nicht zu hoffen gewagt, daß die Polizei mit Ihrer Fahndung Erfolg haben würde.

Aber es hatte geklappt. Und ich konnte den Moment nicht erwarten, wo ich Zsa Zsa wiedersehen würde.

***

Den Touristen wird eine Besichtigung einer Favela allein nicht empfohlen. Das kann gefährlich sein.

An und für sich gehört der Besuch einer Favela eher zu einem unerquicklichen Erlebnis von Not und Schmutz, das auch durch Samba- und Macumba-Veranstaltungen nichts von seinem deprimierenden Charakter verliert.

Als wir in der Favela Pasmado eintrafen, begegneten uns die Menschen, die dort wohnten, mit scheuen, mißtrauischen Blicken.

Die schäbige Hütte, in der sich die Hexe verbarrikadiert hatte, war von etwa neun Polizeibeamten umstellt.

Hierher führte keine Straße. In steilem Zickzack erreichte ein ausgetretener Weg die Elendssiedlung.

Ich zückte meinen Sonderausweis. Der Uniformierte, an den ich mich wandte, war von Orfeu Calamasse instruiert worden.

Wir hatten keine Schwierigkeiten. Im Gegenteil. Der Polizeibeamte teilte mir mit, daß ich nach Belieben über ihn und seine Männer verfügen könne.

»Ist sie noch da drinnen?« fragte ich den Polizisten.

»Wenn Sie nicht fähig ist, sich in Luft aufzulösen, muß sie sich noch in der Hütte befinden«, gab der Polizist zurück.

»Habt ihr sie aufgefordert, herauszukommen?« erkundigte ich mich.

»Ja. Aber davon will sie nichts wissen. Wir wollten die Tür aufbrechen, doch das schafften wir nicht. Irgendein Zauber ist da wirksam.«

Meine Brauen zogen sich zusammen. »Ich werde hineingehen.«

»Allein?« fragte der Beamte besorgt. »Wäre es nicht besser, wenn ich Ihnen zwei, drei Männer mitgeben würde?«

»Ich bin sicher, daß ich mit dem Mädchen allein fertig werde«, sagte ich und marschierte los.

Suko machte ein saures Gesicht. Er hätte mich gern begleitet. Doch

ich wollte mit Zsa Zsa unter vier Augen reden.
Die Hütte bestand aus alten Kisten und morschen Brettern. Überall ausgebessert. Teilweise mit Draht zusammengehalten. Das Dach bestand aus Wellblech. Schwere Steine lagen darauf, damit der Wind die Hütte nicht abdecken konnte.
Ich näherte mich dem Eingang.
Als ich meine Hand auf das Holz legte, war mir, als würde ich einen elektrischen Schlag erhalten.
Ich entkräftete Zsa Zsas Zauber mit einem weißmagischen Spruch. Nun ließ sich die Tür öffnen. Ich trat ein.
Zsa Zsa wandte sich mir mit einem schnellen Ruck zu. Wild funkelten mich ihre bernsteinfarbenen Augen an.
Mehr als bei unserer ersten Begegnung erinnerte mich der Ausdruck ihres Gesichts an eine Katze. Sie war bildschön. Doch ich ließ mich von dieser Schönheit nicht blenden. Ich wußte, daß diese Hexe ungemein gefährlich war.
»John Sinclair!« sagte sie. Es klang abfällig.
»Ich habe nicht zu hoffen gewagt, daß wir einander so bald schon wiedersehen, Zsa Zsa.«
»Ich hätte dich in meinem Haus töten sollen!« fauchte die Hexe.
»Du hast es versucht. Es ist dir nicht gelungen.«
»Ich werde es wieder versuchen!« zischte die Hexe.
»Es gelang mir, Carlos Lava vom Bösen zu befreien…«
»Das weiß ich.«
»Laß dir von mir helfen, Zsa Zsa. Mit vereinten Kräften würden wir es schaffen. Ich könnte dich erlösen…«
»Ich will nicht erlöst werden!« schrie mich die Hexe wütend an. »Hörst du, Sinclair? Ich will nicht! Ich bin eine Satansbraut, und ich bin stolz darauf!«
»Du hast mich in Ludus Bajajas Auftrag in dein Haus gelockt. Du siehst in ihm jetzt schon den neuen Dämon von Rio, aber ich werde verhindern, daß er Tarantogas Platz einnimmt!«
»Du wirst nichts verhindern, Sinclair! Gar nichts! Denn ich werde heute nachholen, was ich gestern versäumt habe! Ich werde dich ausschalten!« Die Hexe breitete ihre Arme aus. Mit schriller Stimme rief sie: »Mächte der Finsternis, gebt mir die Kraft, die ich brauche, um mit diesem erbitterten Feind der Hölle fertig zu werden!«
Rauch stieg aus dem lehmigen Boden der Hütte. Er hüllte das Mädchen in Gedankenschnelle ein.
Ich konnte Zsa Zsa nicht mehr sehen.
Und als ich die Hexe dann wiedersah, war sie zu einer gefährlichen Raubkatze geworden. Sie knurrte mordlüstern.
Ihr Fell sträubte sich. Die Sehnen spannten sich. Die Bestie stieß ein Gebrüll aus und sprang mich an.

Ich warf mich zur Seite. Gleichzeitig zog ich meine Beretta. Der gestreckte Katzenkörper flog an mir vorbei.

Auf weichen Tatzen landete die Bestie. Sofort schnellte sie herum. Sie hieb nach mir. Ich brachte mich mit einem weiten Satz in Sicherheit.

Bevor das Biest zum nächsten Sprung ansetzen konnte, richtete ich meine Beretta auf das fauchende Tier.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte es tun. Ich mußte schießen, um mein Leben zu retten. Zsa Zsa hatte ihre Chance gehabt.

Ich hätte versucht, sie vom Bösen zu befreien, doch sie hatte davon nichts wissen wollen. Nun war es zu spät, sie zu erlösen.

In dem Moment, wo sich die Wildkatze duckte, drückte ich ab. Die geweihte Silberkugel drang ihr zwischen die Augen.

Das Tier schnellte trotzdem hoch. Aber es sprang mich nicht an. Es hüpfte kraftvoll in die Luft, drehte sich um die eigene Achse, bäumte sich wild auf, krachte schwer gegen die Wand und fiel dann zu Boden.

Die Flanken der Raubkatze zuckten.

In der Stellung, in der ich den Schuß abgegeben hatte, verharrte ich. An und für sich hätte diese eine Kugel reichen müssen, aber ich wollte keine unliebsame Überraschung erleben, deshalb behielt ich die Beretta im Anschlag.

Das Zucken der Flanken hörte auf.

Ich entspannte mich, richtete mich langsam auf, atmete erleichtert auf. Vorsichtig näherte ich mich dem erlegten Tier.

Plötzlich fing die Luft zwischen mir und der Raubkatze zu flimmern an. Undeutlich erkannte ich, wie sich der Körper des Tieres veränderte. Er streckte sich, nahm menschliche Formen an.

Das Flimmern verebbte. Und dann lag das Mädchen vor mir. Bildschön war ihr Gesicht. Ein glücklicher, friedlicher Ausdruck prägte ihre Züge.

Sie gehörte nicht mehr dem Teufel. Ich hatte sie erlöst. Doch leider hatte sie dabei ihr Leben verloren.

***

Mit düsterere Miene trat ich aus der Hütte. Suko und zwei Polizeibeamte eilten auf mich zu. Ich schob die Beretta in die Schulterhalfter.

»Bist du unverletzt, John?« fragte mich der Chinese. Ich hörte ihn kaum. Die Polizisten eilten in die Hütte.

»Ich wollte ihr eine Chance geben«, knirschte ich. »Aber sie hat sie abgelehnt.«

Ich brauchte Suko nicht zu sagen, daß Zsa Zsa tot war. Er wußte es auch so. »Mach dir keine Vorwürfe, John«, sagte mein Partner. Er legte mir den Arm um die Schultern. »Denk daran, was sie in Ludus Bajajas Auftrag noch alles getan hätte, wenn du ihr nicht das

Handwerk gelegt hättest. Sie war eine Hexe. Eine Braut des Teufels. Ihre Schönheit war Tarnung. In ihrem Inneren war sie häßlich und grausam.«

Es war richtig, was Suko sagte. Dennoch ging es mir gegen den Strich, daß ich dieses Problem nicht anders hatte lösen können.

Die Polizeibeamten trugen die Tote aus der Hütte.

Plötzlich stieß einer von ihnen einen entsetzten Schrei aus. Ich drehte mich alarmiert herum und sah, wie sich der Körper des Mädchens in nichts auflöste. Innerhalb weniger Augenblicke war sie nicht mehr vorhanden.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise hat der Fürst der Finsternis sie zu sich geholt.«

»Mit der geweihten Silberkugel?« fragte der Chinese ungläubig.

»Die hat er hiergelassen«, erwiderte ich und wies auf das glitzernde Etwas, das zwischen den Polizeibeamten auf dem Boden lag.

Gemeinsam mit den Polizisten verließen wir die Favela.

Wir erreichten unseren Chrysler. Als ich mich in den Wagen setzen wollte, rief mich einer der Beamten. Mit fuchtelnden Armen gab er mir zu verstehen, daß Kommissar Calamasse über Funk mit mir sprechen wollte.

Ich eilte zu dem Fahrzeug und übernahm das Mikrophon. »Sinclair«, meldete ich mich.

»Gratuliere zu Ihrem Erfolg, Oberinspektor«, sagte Orfeu Calamasse.

Er wußte nicht, daß ich den Ausgang der Begegnung mit der Hexe in der Hütte nicht als Erfolg ansah.

Ein Erfolg wäre es für mich gewesen, wenn ich Zsa Zsa dem Bösen entreißen und der menschlichen Gesellschaft wieder eingliedern hätte können. Das war mir leider versagt geblieben.

Der Kommissar gab mir die Adresse von Ludus Bajaja durch. »Das ist nicht sehr weit von jener Stelle entfernt, wo wir den Bus von Alf Lechenberg gefunden haben«, erklärte er dorthin beschrieben hatte, bedankte ich mich.

»Übrigens«, fuhr Orfeu Calamasse fort, »den Plastiksprengstoff und Fall die anderen Dinge, die Sie haben wollten, liegen bereits vor mir auf dem Schreibtisch.«

»Sie sind mir eine große Hilfe, Kommissar.«

»Ich werde das Zeug in Ihr Hotel bringen lassen.«

»Okay«, sagte ich und gab das Mikrophon dem Polizeibeamten zurück.

Nun war keine Frage mehr offen.

Wir wußten, wo Ludus Bajaja zu finden war. Eigentlich brauchten wir ihn uns nur noch zu schnappen. Dann hatten wir erreicht, was wir uns vorgenommen hatten.

Dann würde Bajaja keinen weiteren Ritualmord mehr begehen können – und dann konnte er auch nicht Taratongas Nachfolger werden.

Aber irgendwo schien mir da noch ein Haar in der Suppe zu sein. Irgend etwas an dem Fall behagte mir nicht.

Ich wußte nur nicht, wodurch mein Unbehagen hervorgerufen wurde.

***

Wir erreichten Bajajas Hütte am frühen Nachmittag. Suko baute sich neben mir auf. Ich klopfte.

Schlurfende Schritte. Die Tür wurde geöffnet. Und dann muß ich wohl nicht gerade besonders intelligent aus der Wäsche geguckt haben.

Ein häßlicher Mulatte trat uns entgegen. Mindestens achtzig Jahre alt. Klapperdürr. Ich erkannte ihn sofort wieder, wußte, daß ich ihm nicht zum erstenmal begegnete.

In der vergangenen Nacht, nachdem Brenda Joyce überfallen und beinahe getötet worden wäre, stolperte ich über die dünnen Beine dieses Alten!

Nie im Leben wäre ich auf die Idee gekommen, ihn mit dem Mordanschlag in Verbindung zu bringen.

Er sah kraftlos und hilfsbedürftig aus. Am Tag war es das wohl auch. Nachts aber schien ihn das Böse mit Kräften auszustatten, die es ihm ermöglichten, grausame Ritualmorde zu verüben.

»Sind Sie nicht der junge Mann von Copacabana?« fragte mich Ludus Bajaja. »Gestern nacht… Sie waren hinter jemandem her.«

»Ja. Leider ist er mir entwischt«, erwiderte ich grimmig.

»Das tut mir leid für Sie«, sagte Ludus Bajaja. Aber seine Augen verrieten mir, daß er log. »Möchten Sie eintreten? Was führt Sie zu mir?«

Wir begaben uns in die Hütte.

Bajaja setzte sich auf sein Feldbett. Suko und ich blieben stehen. Es wäre ein Kinderspiel gewesen, den Mann zu überwältigen.

Aber wir hätten nur einen Teil von Ludus Bajaja zu fassen gekriegt. Seine eher harmlose Hälfte. Wenn wir ihn wirklich unschädlich machen wollten, mußten wir ihn uns noch einmal vorknöpfen, sobald die Nacht ihre Herrschaft antrat und Ludus Bajaja mit der Kraft der Hölle versah.

Zu dieser Erkenntnis kam ich in Bajajas Hütte.

Und ich faßte augenblicklich den Entschluß, dem Alten eine Falle zu stellen. Offen erklärte ich: »Mein Freund und ich sind hinter einem Kerl her, auf dessen Konto sechs grausame Ritualmorde gehen. Sie haben von den Bluttaten sicher gehört.«

»Natürlich. Ganz Rio spricht darüber«, sagte Ludus Bajaja.
»Wir wissen, daß dieser Mörder vom Bösen geleitet wird.«
»Ist das wahr?«
»Er hat eine teuflische Triebfeder in sich«, behauptete ich. »Aber mein Freund und ich werden ihm das Handwerk legen.«
»So?« fragte der Mulatte interessiert. »Wie denn?«
»Der Killer mordet, um sieben Seelen für Tarantoga zu kriegen. Denn mit diesen sieben Seelen will er sich Tarantogas Platz erkaufen. Er möchte sein Nachfolger werden. Er will Einzug halten in die Dämonenmauer im Norden der Stadt. Doch durch diese Rechnung werden wir ihm einen dicken Strich machen.«
Ludus Bajaja hüstelte nervös. »Was haben Sie vor?«
»Wir werden die Dämonenmauer sprengen!«
Der Alte riß erschrocken die Augen auf. »Das… das dürfen Sie nicht!«
»Ich habe die Erlaubnis der Polizei«, sagte ich.
»Tarantoga ist ein mächtiger Dämon. Er tötet Sie, wenn Sie nur den Versuch unternehmen, die schwarze Mauer zu zerstören.«
»Ich weiß mich gegen ihn zu schützen«, behauptete ich unbekümmert. »Heute nacht, noch vor Mitternacht, werde ich die Dämonenmauer dem Erdboden gleichmachen. Auch Tarantoga wird von der weißmagischen Explosion vernichtet werden!«
Ludus Bajajas faltiges Gesicht zuckte.
Ich konnte mich darauf verlassen, daß er alles versuchen würde, um die Dämonenmauer und Tarantoga zu retten. Wenn er Tarantogas Nachfolge antreten wollte, mußte er sich schützend vor den Dämon und dessen Mauer stellen.
Wir würden uns da also wiederbegegnen.
In der kommenden Nacht. Denn am Tag war Ludus Bajaja nicht kräftig genug, um etwas zu Tarantogas Rettung unternehmen zu können.
Wir schickten uns an, zu gehen.
»Sie sollten sich das, was Sie vorhaben, noch einmal gründlich überlegen«, krächzte Bajaja.
Ich schüttelte grimmig den Kopf. »Da gibt es nichts zu überlegen. Mein Freund und ich sind fest entschlossen, dem Dämon den Garaus zu machen.«
Ich machte Suko ein Zeichen. Wir verließen Bajajas Hütte. Bis zum Abend würde er nun qualvolle Stunden verbringen.

***

Natürlich wollten wir nichts dem Zufall überlassen. Deshalb hatten wir nicht vor, Ludus Bajaja unbeaufsichtigt zu lassen. Er durfte seinen siebenten Mord nicht mehr begehen.
Um ihn auf jeden Fall daran zu hindern, mietete ich für Suko einen

Geländewagen, gab meinem Freund ein Sprechfunkgerät mit und schickte ihn zu Bajajas Hütte zurück, wo sich Suko auf die Lauer legte.
Was auch immer der alte Mulatte tun würde – Suko würde es mir umgehend melden. Keinen Schritt konnte der Mann mehr ohne unser Wissen tun.
Das war ein beruhigendes Gefühl.
Im Hotel leerte ich meine Reisetasche aus und packte all das Zeug hinein, das mir Kommissar Calamasse verschafft hatte.
Kurz vor Einbruch der Dunkelheit machte ich mich auf den Weg. In der Hotelhalle begegnete ich Carlos Lava.
»Kann ich Ihnen helfen?« fragte er, während er auf meine Reisetasche blickte. Er schien zu ahnen, was ich vorhatte.
»Halten Sie hier inzwischen die Ohren steif, das genügt«, gab ich lächelnd zurück.
»Scheint so, als würde der letzte Akt des Dramas beginnen.«
»Allerdings. In Kürze gibt es entweder Tarantoga oder mich nicht mehr.«
»Dann drücke ich Ihnen die Daumen.«
»Danke. Kann ich brauchen.«
Ich verließ das Hotel und fuhr in Richtung Dämonenmauer ab. Suko meldete sich. Ohne die Fahrt zu unterbrechen, griff ich nach meinem Funkgerät. »Was tut sich?« wollte ich wissen.
Suko sagte gepreßt: »Er kam kurz aus seiner Hütte. Die Dämmerung hat eingesetzt. Er wirkt nicht mehr gar so zerbrechlich. Neue Kräfte scheinen in ihn zu strömen.«
»Nimm dich vor ihm in acht. Wenn er merkt, daß du ihm auf den Fersen bist, kann das für dich lebensgefährlich werden.«
»Spar dir deine Ratschläge«, maulte der Chinese. »Sieh lieber zu, daß Tarantoga dir nicht den Hals umdreht. Suko weiß selbst, was er zu tun hat.«
»Hoffentlich«, sagte ich und legte das Funkgerät wieder neben mich.
Wenig später war ich am Ziel. Ich öffnete meinen Einsatzkoffer, entnahm diesem zwei Reservemagazine für meine Beretta, meinen Silberdolch, die Gnostische Gemme und die Dämonenpeitsche.
Nachdem ich alle Waffen gut verstaut hatte, griff ich nach der Reisetasche, warf den Wagenschlag zu und legte den Rest des Weges, wie schon einmal, zu Fuß zurück.
Wenn ich ehrlich sein soll – gut fühlte ich mich dabei nicht. Der Dämon von Rio hatte Suko und mir am Tage nur eine kleine Kostprobe von seinem Können gegeben.
Es war garantiert zu mehr fähig. Speziell nachts. Denn die Dunkelheit stärkte auch ihn.
Sicherheitshalber legte ich mein silbernes Kruzifix frei. Ich wollte kein Risiko eingehen. Mit schnellem Schritt eilte ich den Pfad entlang.

Sobald ich die Lichtung erreicht hatte, blieb ich stehen. Jetzt, in der Dämmerung, sah dieser Hort des Bösen noch viel unheimlicher als am Tag aus.

Ich machte mich sofort an die Arbeit.

Aus der Reisetasche nahm ich vier Sprengkörper und die dazugehörigen Zündschnüre.

Der Dämon aktivierte seine Höllenkräfte. Die Mauer schien mit einemmal zu pulsieren. Es sah aus, als wäre Leben in ihr.

Gleichzeitig hoben wieder die Tierschädel von den Pfählen ab. Bevor sie mich jedoch attackieren konnten, sprach ich die Namen der Erzengel, deren Zeichen in mein Silberkreuz eingraviert sind.

Kaum hatte ich den vierten Namen gesagt, da ging von meinem Kreuz ein helles Strahlen aus. Dieses Licht hüllte mich vollkommen ein, und als die ersten Schädel auf mich zurasten, brauchte ich ihnen nicht einmal auszuweichen.

Sie prallten an dieser Aura entweder ab oder wurden von ihr einfach abgelenkt.

Hastig sprang ich über die vielen Opfergaben, die vor der Dämonenmauer lagen.

Ich riß meinen Dolch aus dem Gürtel.

Die Dämonenmauer ragte hoch vor mir auf. Sie ähnelte jetzt einer dicken Elefantenhaut. Und sie bewegte sich, als wäre tatsächlich Leben in ihr. Als würde jemand in ihr atmen. Vor und zurück ging sie. Sie hob und senkte sich.

Diese Mauer schien Tarantoga nicht nur zu beherbergen. Sie schien der sichtbare Teil von ihm zu sein.

Sukos Stimme kam aus meinem Walkie Talkie, das an meinem Gürtel hing. »John!« rief mein Partner »John Ludus Bajaja hat seine Hütte verlassen. Er ist auf dem Weg zur Dämonenmauer. Seine Bewegungen sind so geschmeidig wie die eines Raubtiers!«

Ich hatte keine Zeit, Suko zu antworten.

Mein Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte, sauste hoch. Ich stieß zu. Die Klinge traf die Mauer, drang in sie!

Ein markerschütterndes Gebrüll erschallte.

Schwarzes Dämonenblut floß aus der Wunde, die ich in die Dämonenmauer geschnitten hatte. Ich erweiterte sie mit meinem geweihten Silberdolch.

Den Sprengstoffklumpen stieß ich in die blutende Dämonenwunde.

Die Mauer wölbte sich hoch. Der Dämon bäumte sich auf. Blitze schossen aus der Mauer hervor. Sie drangen in die Strahlenaura meines Kreuzes, wurden von dieser zwar abgeschwächt, konnten jedoch nicht völlig unschädlich gemacht werden.

Ein Blitz streifte meinen Hals.

Ich fiel, stach mit dem Dolch erneut zu und brachte die zweite

Sprengladung an. Tarantoga brüllte erneut auf.

Er schüttelte die Erde so heftig, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Ich landete abermals auf dem Boden, rollte ein Stück von der Mauer fort, kroch auf allen vieren aber wieder zu ihr zurück.

Mit zäher Verbissenheit kämpfte ich um diesen wichtigen Sieg.

Ich mußte Tarantoga vernichten. Ihn und seinen Nachfolger. Damit die Menschen von Rio endlich ihren Frieden fanden.

Mit der ganzen mir zur Verfügung stehenden Kraft schlug ich der Dämonenwand die dritte Wunde.

Sofort schob ich den Sprengstoffklumpen in die aufklaffende Öffnung. Tarantoga versuchte auf telepathischem Wege Gewalt über mich zu bekommen.

Er wollte meinen Geist ausschalten. Ich spürte, wie mich ein starker dämonischer Wille attackierte.

Ich hatte Kopfschmerzen, daß ich glaubte, mein Schädel müsse zerspringen. Wenn mein Kruzifix nicht einen Teil der dämonischen Kraft absorbiert hätte, wäre ich in diesem Augenblick verloren gewesen.

So aber kämpfte ich mit schmerzendem Schädel weiter.

Die vierte Wunde.

Das vierte Sprengpaket.

Keuchend verband ich die Zündschnüre miteinander. Sie setzten sich in einer einzigen Zündschnur fort.

Die Dämonenmauer wehrte sich gegen die Fremdkörper, die ich ihr eingepflanzt hatte. Ich wich vor ihr zurück.

Ein sonnenhelles Glühen entstand. Tarantoga schleuderte einen Kugelblitz nach mir. Ich wollte mich zur Seite werfen. Doch der Blitz war schneller. Mit ungeheurer Kraft traf er auf die mich umgebende weißmagische Aura. Er zertrümmerte sie.

Der Aufprall war so stark, daß es mich weit in die Büsche schleuderte. Ich wußte, daß es eine Weile dauern würde, bis mein silbernes Kruzifix ein neues, schützendes Kraftfeld um mich herum errichten konnte.

Auch weißmagische Kräfte sind nicht unerschöpflich.

Benommen sprang ich auf die Beine. Der Weltuntergang schien nahe zu sein. Über meinem Kopf war ein schreckliches Heulen und Brausen.

Ich sah rotes Höllenfeuer zum Himmel lodern. Doch mir war klar, daß dieses Feuer die Zündschnur nicht in Brand setzen würde.

Dazu gehörte irdisches Feuer. Ich hatte welches. Aber das Ende der Zündschnur lag irgendwo. Ich mußte es erst finden.

Ob Tarantoga mir dazu die Zeit lassen würde? Bestimmt nicht. Jetzt würde er alles auf eine Karte setzen. Er würde mir seine Macht demonstrieren und alles daransetzen, um mich zu vernichten.

Atemlos wollte ich mich durch die Büsche arbeiten.

Plötzlich vernahm ich ein feindseliges Knurren. Zweige und Blätter wurden auseinandergerissen.

Und dann sah ich ihn: Mit krallenbewehrten Pranken, Raubtierzähnen, glühenden Augen und einem borstigen Fell im Gesicht – das konnte nur Ludus Bajaja sein. Er schien in mir sein siebentes Opfer zu sehen!

***

Ich wich vor dem Monster zurück.

Bajaja stieß ein schauriges Fauchen aus. Er duckte sich und sprang mich kraftvoll an. Ich hieb ihm meine Faust an den Schädel. Hart wie Granit war der.

Inmitten der Büsche konnte ich mich nicht ungehindert bewegen. Ich dachte an die Dämonenpeitsche, die an meinem Gürtel hing.

Ich konnte sie im Augenblick nicht gegen Ludus Bajaja einsetzen. Sie hätte sich zwischen Zweigen und Ästen verfangen.

Deshalb wich ich Schritt um Schritt vor dem Ungeheuer zurück. Einen Großteil des Weges zum Dämon von Rio hatte Ludus Bajaja bereits zurückgelegt.

Eine Seele fehlte ihm nur noch.

Meine Seele!

Er wollte sie um jeden Preis haben. Doch ich war verständlicherweise nicht gewillt, mich von ihr zu trennen.

Ich erreichte den schmalen Pfad. Bajaja trat gleichfalls aus den Büschen. Nun war es mir möglich, die Dämonenpeitsche zu benützen.

Blitzschnell hakte ich sie los.

Bajaja ahnte nicht, welche Kräfte in meiner Peitsche, die ich mit einer List Myxin, dem Magier, abgenommen hatte, steckten.

Ich wich nicht mehr weiter vor dem Ungeheuer zurück.

Ludus Bajaja dachte, ich würde aufgeben. Ein Laut des Triumphes kam aus seiner Kehle. Für ihn stand fest, daß mein Ende gekommen war.

Aber es war umgekehrt.

Ludus Bajaja hatte nur noch wenige Augenblicke zu leben.

Ich hatte die Dämonenpeitsche bereits hinter mir ausgerollt. Als der Anwärter auf den Dämonenthron von Rio mich erneut angreifen wollte, schlug ich zu.

Die Peitsche pfiff durch die Luft. Ihre drei Lederenden schlangen sich um Ludus Bajajas Hals.

Der Höllengünstling erstarrte. Die rote Glut seiner Augen wurde weiß und grell. Flammen züngelten aus ihnen und verbrannten die Umgebung der Augenhöhlen.

Dieses Feuer griff sehr schnell auf den ganzen beharrten Kopf des Monsters über. Es stank nach verbranntem Fleisch und versengtem

Horn.

Ludus Bajajas zugeschnürter Kehle entrangen sich scheußliche Laute. Die Kraft der Dämonenpeitsche kam nun voll zur Wirkung.

Innerhalb weniger Sekunden löste sich Ludus Bajaja vollkommen auf.

Am Tage wäre es mir nicht gelungen, den Mann, der sich als Nachfolger von Tarantoga sah, so gründlich zu vernichten.

Es war erst nachts möglich gewesen, nachdem er das Bündnis mit dem Bösen eingegangen war.

Mein Sieg über Ludus Bajaja war jedoch nur ein Teilerfolg.

Das größere Abenteuer, der kräfteraubendere Kampf, lag noch vor mir…

***

Tarantoga spielte seinen nächsten Trumpf aus. Er schickte einen Ruf über den Totenacker jenseits der Dämonenmauer, der von den dort Begrabenen nicht ungehört blieb.

Tarantogas Ruf war ihnen Befehl.

Sie durften nicht mehr länger in ihren Gräbern liegen bleiben. Sie mußten sich erheben und für Tarantoga kämpfen!

Die Erde des ersten Grabes bekam Risse. Unter dem eingesunkenen Hügel des zweiten Grabes wühlten Totenfinger. Schwere Granitplatten wurden von Knochenhänden knirschend zur Seite geschoben.

Der Friedhof erwachte.

Eine unheimliche Szene!

Den finsteren Gräbern entstiegen Skelette und vermoderte Gestalten. Löchrige Totenhemden umhüllten einige von ihnen.

Lebende Tote!

Sie schlichen lautlos durch die Finsternis. Eine grauenerregende Armee, die Tarantoga hier formierte. Immer mehr Gräber öffneten sich. Knochenfinger durchstießen das Erdreich. Die Scholle brach auf.

Unheimliche Gestalten entstiegen der schwarzen Tiefe ihrer letzten Ruhestätte.

Die dämonische Kraft Tarantogas führte sie. Der Dämon von Rio befehligte sie. Dreißig, vierzig Horrorwesen näherten sich der Dämonenmauer.

Die ersten Toten überkletterten die Mauer; Sie hatten die Absicht, in den Kampf einzugreifen und für Tarantoga zu siegen…

***

Suko war Ludus Bajaja im Geländewagen gefolgt. Er hatte den Anwärter auf den Dämonenthron von Rio keinen Moment aus den Augen verloren.

Dennoch hatte Bajaja nicht geahnt, daß ihm jemand auf den Fersen war. Suko verstand sehr viel vom Beschatten.

So gelangte der Chinese in die Nähe der Dämonenmauer. Als er mit

dem Wagen nicht mehr weiter konnte, stieg er aus.

Er folgte Bajaja zu Fuß. Der Alte schlug sich alsbald in die Büsche. Suko sah die Reaktion der Dämonenmauer auf John Sinclairs Attacken.

Es blitzte. Es krachte. Die Erde schüttelte sich. Suko stürmte los, um dem Freund zu Hilfe zu eilen. Er sah einen grellroten Feuerschein zum Himmel emporlodern.

Mit langen Sätzen keuchte Suko den gewundenen Pfad entlang. Er erreichte die Lichtung. Sie war in einen blutroten Schein gehüllt.

Mit einem Blick erfaßte Suko die Situation.

John hatte die Sprengladungen bereits in der Mauer angebracht. In einer Mauer, die lebte!

Suko sah die Zündschnüre, die zu einer einzigen Schnur vereinigt waren. Das Ende der schwarzen Schnur lag drei Yard von Suko entfernt auf dem Boden.

Aber wo war John Sinclair?

Den Chinesen überlief die Gänsehaut. Er sorgte sich um seinen Freund. Und er wollte auf jeden Fall dessen begonnenes Werk fortsetzen.

Hastig holte er deshalb sein Feuerzeug aus der Hosentasche. Er schnickte es an, eilte auf das Ende der Zündschnur zu, doch er kam nicht dazu, die Schnur aufzuheben und in Brand zu stecken.

Denn plötzlich sah er die Arme der Toten.

Die Horrorwesen quollen förmlich über die Dämonenmauer. Und sie griffen den Chinesen augenblicklich an.

***

Ich rollte meine Dämonenpeitsche ein und hängte sie wieder an den Gürtel. Anschließend hetzte ich zur Lichtung zurück.

Dort sah ich Suko. Er mußte hierher gelangt sein, während ich mich in den Büschen befunden hatte. Mein Partner stand unmittelbar vor der Zündschnur. Mit dem Feuerzeug in der Hand.

Aber er brannte die Schnur nicht an.

Und nun sah ich, warum nicht!

Die lebenden Leichen kamen in einer breiten Formation auf meinen Freund zu. Ihre Gelenke knarrten und klapperten.

Ihre Haltung war drohend. Einige von ihnen hatten die Hände gehoben, als hätten sie die Absicht, meinem Freund an die Kehle zu fahren.

Ich eilte zu Suko. Der Chinese streifte mich mit einem schnellen Blick.

»Endlich bist du da! Wo hast du gesteckt?«

»Ich mußte mich um Ludus Bajaja kümmern.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Es gibt ihn nicht mehr. Ich habe ihn mit meiner Peitsche erledigt.«

»Gegen dreißig oder vierzig lebende Tote wirst du mit deiner Wunderpeitsche vermutlich nicht viel ausrichten.«

»Ist ja nicht so wie bei armen Leuten. Ich hab' ja auch noch eine Beretta!« raunte ich meinem Freund zu.

Gleichzeitig zog ich die Waffe.

Suko holte seine Pistole ebenfalls aus der Schulterhalfter. Die Front der Toten rückte unaufhaltsam näher.

Ich unternahm den Versuch, die Zündschnur in Brand zu setzen. Schon brannte mein Feuerzeug. Doch als ich die Flamme an die Zündschnur halten wollte, griffen die Toten an.

Eines der Horrorwesen wollte sich auf mich stürzen.

Suko schoß.

Das Wesen brach augenblicklich zusammen, fiel auf mich, stieß mich zur Seite. Fort von der Zündschnur.

Ich schüttelte die Schauergestalt ab, schnellte hoch und schoß gezielt in die Reihen unserer Gegner. Meine und Sukos geweihte Silberkugeln hielten reiche Ernte unter den lebenden Leichen.

Nicht zum erstenmal wurde ich mit solchen Wesen konfrontiert. Ich kannte mich mit lebenden Toten, mit Zombies und mit Wiedergängern aus.

Bereits bei meinem ersten Einsatz vor einigen Jahren hatte ich mich mit lebenden Toten auseinandersetzen müssen.

Damals waren sämtliche Leichen eines Dorffriedhofs aus ihren Gräbern gestiegen. Und nun passierte dasselbe hier in Rio wieder.

Zwei Leichen schafften es, unseren Kugeln zu entkommen. Sie packten Suko. Der Chinese versuchte sie loszuwerden.

Aber in ihnen steckte die Kraft der Hölle. Mit grinsenden grauen Totenschädeln rangen sie ihn nieder.

Er verlor seine Beretta.

Ich konnte ihm im Augenblick nicht zu Hilfe eilen, denn ich geriet selbst in Bedrängnis. Mit der letzten Kugel streckte ich einen abscheulichen Angreifer nieder.

Dann war mein Magazin leergeschossen. Blitzschnell wechselte ich es. Da trafen mich wuchtige Schläge von Knochenfäusten.

Ich fiel auf die Knie. Sofort waren mehrere Spukgestalten über mir. Kalte Leichenfinger umschlossen meinen Hals.

Ich feuerte nach oben, traf Totenfratzen, trat nach den Wesen, die vom Geist des Dämons Tarantoga beseelt waren.

Sobald ich wieder Luft bekam, rollte ich mehrmals herum. Drei weitere Schüsse verschafften mir einen kleinen Spielraum.

Etwas Glitzerndes lag in Reichweite vor mir auf dem Boden. Sukos Feuerzeug. Ich ergriff es augenblicklich. Und ehe mich die Totenarmee daran hindern konnte, steckte ich die Zündschnur in Brand.

Ich kugelte über den Boden. Erde knirschte zwischen meinen Zähnen. Ich rappelte mich auf und schoß die beiden Leichen von Suko herunter.

Der Chinese kam erschöpft auf die Beine.

»Suko!« rief ich. »Weg von hier! Schnell!«

Wir rannten los, ließen uns von den lebenden Toten nicht aufhalten. Arme streckten sich uns entgegen. Wir schlugen sie zur Seite, liefen, so schnell wir konnten.

Atemlos erreichten wir unsere Fahrzeuge. Ich wandte mich um. Die ersten skelettierten Verfolger tauchten auf. Sie wollten uns nicht entkommen lassen. Doch plötzlich erschütterte eine gewaltige Explosion die Erde.

Die Horrorwesen stoppten, denn die Verbindung zwischen ihnen und Tarantoga war abgerissen. Sie drängten zurück, verschwanden hinter den Büschen. Suko und ich wußten, daß sie in ihre Gräber zurückkehren würden.

Eine Flammensäule raste dem Himmel entgegen. Die Explosion zerstörte die Dämonenmauer vollends. Gleichzeitig vernichtete sie auch Tarantoga.

Schwarze Tropfen regnete es auf uns herab.

Es war das Blut des Dämons von Rio, von dem wir die Zuckerhut-Stadt befreit hatten. Niemand würde Tarantogas Nachfolge antreten können, denn wir hatten den Hort des Bösen für immer zerstört.

Erschöpft, aber glücklich reichten Suko und ich uns die Hand.

Und wir beglückwünschten uns beide zu diesem schwer erkämpften Erfolg…

ENDE